

Beziehungen der gräflichen Familie von Limburg-Styrum in Gemen zum Kaiserhofe in Wien

Von Emil Kubisch

Das Material an Familienbriefen in den Adelsarchiven des Münsterlandes ist bisher noch kaum ausgewertet worden trotz des mannigfachen kulturgeschichtlichen Interesses, das sie als ganz persönliche Selbstzeugnisse zu bieten vermögen. Menschliche Wesensart vergangener Zeiten offenbart sich in ihnen ungleich wahrer und anschaulicher als in sonstigen Archivalien, und sie gewinnen um so mehr an Interesse, je weiter die Stellung ihrer Schreiber und Empfänger über familiäre und örtliche Enge hinausreicht. Das ist der Fall bei einer umfangreichen Korrespondenz, die Gräfin Isabella von Limburg-Styrum in Gemen in der Zeit um 1660 bis 1690 mit Persönlichkeiten am Wiener Hofe führte. Die in diesem Briefwechsel auftretenden Personen haben keine nachhaltigen Spuren hinterlassen – sie sind verweht wie Blätter im Winde. Aber durch ihre Abkunft und Stellung sind sie herausgehoben aus dem Alltäglichen und zugleich aufs engste verbunden mit jener Epoche, die das gesamte politische und geistige Leben ihrer Zeit durchdringt und deren wesentlichste Träger Kirche und Adel waren – dem Zeitalter des Barock, das gerade im Süden des Reiches und am Kaiserhofe eine seiner höchsten Blüten erreichte.

Eine besondere Note erhält dieses hier noch durch eine Einbeziehung aus der islamischen Welt, die mit ihm Jahrzehnte hindurch schicksalhaft verknüpft war. Sie wird verkörpert durch die merkwürdige Erscheinung des türkischen Dolmetschers Osman Aga. Seine langjährige häusliche Bekanntschaft mit einem Mitglied der Familie v. Limburg-Styrum und seine kulturgeschichtlich höchst interessanten Berichte lassen ein kurzes Eingehen auch auf seine merkwürdige Persönlichkeit angebracht erscheinen.

I. Die Herrschaft Gemen unter Graf Adolf und Gräfin Isabella v. Limburg-Styrum

Graf Adolf, der Vater der drei Kinder, deren Schicksale im Mittelpunkt dieser Darstellung stehen, hatte 1644 von seinem Vater Hermann Otto I. die Herrschaft Gemen übernommen. Sie war in ihrem damaligen Zustande keineswegs ein begehrenswerter Besitz. Es gab nur sehr wenige ertragreiche Böden, um so mehr Ödland mit Sand, Heide und Ginster, dazu viel Sumpf und Moor, die das Klima ungünstig beeinflussten und Gesundheit und Arbeitskraft der Menschen beeinträchtigten. Große Erträge waren da nicht herauszuwirtschaften, und dementsprechend mager waren die an die Herrschaft zu zahlenden Abgaben. Nicht anders stand es mit der geringen gewerblichen Tätigkeit. Die Landbevölkerung betrieb in den Wintermonaten zusätzlich einige Handweberei; in der Residenz Gemen gab es etwas Handwerk für den örtlichen Bedarf, dazu eine Hausindustrie mit Leinen- und Tuchweberei. Auch das brachte nur geringe Steuererträge.

Mittelpunkt der Herrschaft war die Burg, ein gewaltiges finsternes Bauwerk aus der Zeit um 1400, an deren mittelalterlichem Aussehen zweieinhalb Jahrhunderte nichts geändert hatten, mit ihren zinnengekrönten, zum Teil aus mächtigen Findlingsblöcken gefügten Mauern, ihren wenigen schmalen Fensteröffnungen und unheimlich drohenden Schießscharten. Im Innern lagerte eine dumpfige, stickige Luft und ein ungewisses Halbdunkel. Eine ewige Unruhe herrschte dort von dem Hin und Her eines vielköpfigen Gesindes, dem Lärm einer zahlreichen Kinderschar, dem Bellen und Klaffen einer zu jedem adligen Hause gehörigen Hundemeute – und all dieser Lärm wurde noch verstärkt durch die weitläufigen Gänge, in denen das Rufen, Schelten und die Geräusche des Alltags verstärkt widerhallten. Von der Wohnlichkeit neuerer Schloßbauten, wie etwa in Raesfeld, war in diesem, nun längst überholter Wehrhaftigkeit dienenden, finsternen Gemäuer nichts zu spüren. Erst um 1685 wurde hier ein durchgreifender Wandel geschaffen.

Die finanziellen Verhältnisse der Herrschaft waren alles andere als geordnet. Es gab Schulden noch aus der Zeit des letzten, 1492 verstorbenen Ritters von Gemen, denen die nachfolgenden, in ewiger Geldverlegenheit befindlichen Grafen von Holstein-Schauenburg weitere sehr beträchtliche hinzugefügt hatten¹. 1667 schätzte Graf Alexander von Velen das Einkommen der Herrschaft auf jährlich etwa 6000 Reichstaler², wovon eine für notwendig erachtete weitläufige Hofhaltung kaum bestritten werden konnte, von einer ebenfalls standesgemäßen Versorgung der großen Kinderschar ganz abgesehen.

Hinzu kam eine höchst gefährdete politische Lage, die ganz erhebliche Aufwendungen erforderte³. Hatten schon seit längerer Zeit die Bischöfe von Münster die Reichsunmittelbarkeit der Herrschaft bedrängt, so ließ das Ver-

¹ Küper S. 93 ff. – Siehe „Quellen und Schrifttum“ am Schluß der Darstellung.

² Peter S. 66.

³ Peter S. 57.

halten des 1650 zur Regierung gelangten Fürstbischofs Christoph Bernhard v. Galen keinen Zweifel, daß dieser Gemen ebenso wie andere Reichsherrschaften seines Gebietes seinem Bistum einverleiben wollte. Fortgesetzt bedrückte er die Herrschaft durch Forderung von Dienstleistungen, Einquartierungen und Abgaben. Kostspielige Zusammenkünfte zu Verhandlungen, Klagen beim Reichskammergericht und Reichshofrat erforderten große Ausgaben, durch die der Bischof zielbewußt die Gemener Finanzkraft schwächte.

Graf Adolf und späterhin seine Gattin hielten sich in solcher Bedrängnis an ihren Lehnsherrn, den Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Zwar fanden sie an ihm meist kräftigen Rückhalt, doch unterlag seine Politik dem Fürstbischof gegenüber ganz erheblichen Schwankungen bis zur Gefahr einer Abtretung seiner Lehnshoheit über Gemen an diesen⁴.

Sorgen solcher Art, dazu der Kleinkram des täglichen Lebens, die Einengung des Daseins durch ewigen Geldmangel und auch die Lage Gemens abseits im „Reich“ – all' das war nichts für den unruhigen kriegerischen Grafen Adolf, der selbst wohl weder Lust noch Fähigkeit verspürte, die mißlichen Verhältnisse in zäher Arbeit zu meistern. Lieber versuchte er seine „fortune“ in kriegerischem Ruhm und rasche Beute verheißenden Abenteuern in der Fremde. Graf Alexander v. Velen, sein Schwiegervater, bot für derartige Erfolgsmöglichkeiten ein verlockendes Beispiel. Wegen solchen Vorhabens mag es manche Auseinandersetzung zwischen den Ehegatten gegeben haben, zumal es der Gräfin klar gewesen sein dürfte, daß ihr Gatte bei weitem nicht das Format ihres Vaters besaß.

1651 wirbt Graf Adolf für seinen Lehnsherrn ein Regiment zu Pferde. 1657 tritt er mit einer Empfehlung des Kurfürsten in die Dienste des dänischen Königs, Friedrichs III., der sich schon Jahre hindurch mit den Schweden herumschlug. Aber das Glück ist dem abenteuernden Grafen nicht hold – „in einer Hauptaktion in praesentz des Königs rhümblich fechtend“, wie seine Witwe in einem Bittgesuch⁵ vermerkt, findet er auf der Halbinsel Schonen in Südschweden den Tod. Wohl nicht ohne Bitterkeit fügt sie hinzu: „ich aber mit acht kleinen Kindern im Witwenstande sitzen geblieben“. Mit dieser harten Tatsache fertig zu werden, wird nun der Inhalt ihres ferneren Daseins.

Gräfin Isabella, vermählt seit 1644, war die Tochter des Grafen Alexander II. v. Velen in Raesfeld, (1599–1675), der als der „westfälische Wallenstein“ im Dreißigjährigen Kriege ein ungeheures Vermögen zusammengebracht hatte und auf seinem prunkvollen Schlosse in Raesfeld eine fürstliche Hofhaltung führte. Er war 1641 von Kaiser Ferdinand in den Reichsgrafenstand erhoben und 1653 zum Generalfeldmarschall ernannt. In klarer Erkenntnis der Gefahren, die Gemen von Münster her drohten, hatte er gleich nach dem Tode seines Schwiegersohnes die Vormundschaft über die vaterlosen Kinder übernommen und sich für den minderjährigen Nachfolger in der Herrschaft

⁴ Peter S. 64.

⁵ Bl. 198.

mit der Hoheit über Gemen belehnen lassen. Dieses Amtes hat er sich mit Nachdruck angenommen.

Gräfin Isabella war eine würdige Tochter ihres Vaters. Ihre großen steilen Schriftzüge deuten auf Tatkraft und Selbstbewußtsein; man darf sie sich auch in ihrer Haltung als eine imponierende, von ausgeprägtem Standesbewußtsein erfüllte Persönlichkeit vorstellen, die die Zügel in ihrer Familie und in der inneren Verwaltung ihres Besitzes fest in der Hand hielt.

Aber gerade dieses Standesbewußtsein wurde zu drückender Sorge – wie sollten acht Kinder standesgemäß versorgt werden? Der künftige Erbe der Herrschaft, Hermann Otto II., zählte beim Tode des Vater zwölf, die dann folgende Schwester Wilhelmine acht Jahre, die weiteren Geschwister standen im frühen Kindes- bis hinab zum Säuglingsalter.

In einem eigenhändig unterzeichneten Schreiben⁶ hatte König Friedrich III. der Witwe sein Beileid ausgesprochen mit dem Hinzufügen: „Undt weilen Wir deß Schlig verstorbenen Herrn Graffen treu eiffrige Inclination ganz gnädigst vermerket, Alß werden wir Unß auf alle begehenden Fälle, so woll die fr. Wittibe alß die hinterpliebenen Kinder zu aller Königl. gnadenbezeigung anbefohlen sein lassen“. Diesem Schreiben ist nun auf einem besonderen Blatte ein gleichfalls vom Könige unterzeichnetes „Post Scriptum“ beigefügt, daß einem der Söhne der Gräfin „wir bey unserer Compagnie zu Roß, so erst vacieren wirdt eine Rittmeisterstelle vergünstigen; derogestalt, daß Er dabey wegen seiner Jugendt einen Capitän Lieutenant halten möge, der sich dan zu dem ende künftig bey Unß einfinden möge.“

Dieser merkwürdige, in seiner beiläufigen Form fast verletzende Gnadenreweis läßt die Vermutung aufkommen, daß der König nachträglich darauf hingewiesen wurde, es sei für die königliche Schatulle vorteilhafter, statt der zu erwartenden Bittgesuche auf Grund des allgemein gehaltenen Beistandversprechens die Witwe ein für allemal durch das Angebot einer Rittmeisterstelle für einen Sohn abzufinden. Der Gräfin scheint dieses vage Anerbieten zunächst durchaus nicht verlockend gewesen zu sein. Erst acht Jahre später kommt sie darauf zurück, als die Rückkehr ihres Ältesten von einer kaiserlichen Gesandtschaft nach Konstantinopel bevorsteht und die Mutter sich Gedanken darüber macht, wo ihr von Unruhe und Tatendrang erfüllter zwanzigjähriger Sohn nun wohl untergebracht werden könne. So bittet sie unter Beifügung einer Abschrift des königlichen Postskriptums, ihrem Sohn gestatten zu wollen, persönlich dem Könige seine Dienste anbieten zu dürfen. Doch scheint der dänische Dienst den jungen Mann, der inzwischen ja schon weit herumgekommen war, nicht gelockt zu haben; von ihm ist weiterhin nicht mehr die Rede.

Hermann Otto hat es dann in kaiserlichen Diensten ebenso wie sein Großvater Alexander zum Generalfeldmarschall gebracht. 1704 fand er in einem Treffen bei Donauwörth den Soldatentod⁷.

⁶ Bl. 6.

⁷ Allg. Deutsche Biographie Bd. 37 S. 99. Sein tatenreiches, weit über das örtliche Interesse hinausgehendes Leben harret noch einer eingehenden Darstellung.

II. Der kaiserliche Hof in Wien

Für den Reichsgrafen und kaiserlichen Generalfeldmarschall Alexander v. Velen kam, sicherlich durchaus in Übereinstimmung mit seiner Tochter, für eine Unterbringung und Versorgung der Kinder an erster Stelle der kaiserliche Hof in Wien in Betracht. Doch mochten sich mit solchen Prestigegründen auch real-politische Absichten verbinden – es war gut, die alten Verbindungen nach Wien, wo man sich mit Bernhard v. Galen immer mehr verfeindet hatte, zu festigen, um am Hofe einen Rückhalt zu haben, der auch für die am Reichshofrat schwebenden Prozesse sich günstig auswirken konnte. Aber auch der Kaiser mochte seine Rechnung dabei finden, wenn er in unmittelbarer Nähe seines Feindes weit oben im Norden des Reiches auf einer zu einer Festung sich notfalls eignenden Burg einen zuverlässigen Bundesgenossen in der Person des Vormundes über die Herrschaft Gemen sitzen hatte.

Galt ein Erziehungsaufenthalt an einem Hofe überhaupt als letzter Schliff für junge Adelige, so war der Wiener Kaiserhof mit seiner illustren Gesellschaft natürlich das höchste Ideal, das zu erreichen freilich nur besonders Auserwählten möglich war.

Dem gesellschaftlichen Leben am Hof gab im Zeitalter des Absolutismus die Person des Kaisers das Gepräge. Leopold I. (1658–1705) war durch den Tod seines Bruders unerwartet und sehr gegen seinen Willen auf den Thron gekommen. In seinem Wesen war er bescheiden und von tiefer Religiosität. Er besaß eine umfassende Bildung und rege künstlerische und wissenschaftliche Interessen. Seine Hauptneigung galt der Musik, in der er überdurchschnittliche Kenntnisse besaß.

Bei aller persönlichen Anspruchslosigkeit legte der Kaiser doch auf prunkvolles Auftreten großen Wert. Es war dies ein Ausfluß seines überzeugten Gottesgnadentums, für das er jeden Aufwand für angemessen und berechtigt hielt. „Wenn der Kaiser ausfuhr, immer mit der Garde zu Pferd und zu Fuß, mit mehr als 20 Karossen, das verbreitet eine wahrhaft kaiserliche Majestät“⁸. Von Geldsachen hatte er nicht die geringste Ahnung. Die Staatsfinanzen befanden sich schon bei seinem Regierungsantritt in unvorstellbarem Durcheinander, das zu beheben er während seiner langen Regierungszeit nicht fertigbrachte. Mit völlig unfähigen und vielfach ungetreuen Beamten wurde gleichmütig „fortgewurstelt“, wofür noch ein erschreckendes Beispiel beigebracht werden wird.

Die Hofhaltung verschlang ungeheuerliche Summen. Zahllose Beamte, deren trotz gelegentlicher umfangreicher Entlassungen immer mehr wurden, prunkvolle Hoffestlichkeiten mit großen scenischen Darbietungen und kostspieligen Feuerwerken, Jagden mit ungeheurem Personal- und sonstigem Aufwand, weit übertriebene Freigebigkeit Haufen von Bettlern gegenüber leerten die Kassen vielfach bis auf den letzten Rest, ganz abgesehen von den zahllosen Veruntreuungen. Immense Kosten verursachten die vom Kaiser besonders bevorzugte Oper und die Ballette; Berichte über sie übertreffen

⁸ *Rinde* S. 287.

jede heutige Vorstellung. So war bei der zweiten Vermählung Leopolds ein eigenes Festtheater für fünftausend Zuschauer erbaut worden, in dem eine mythische Prachtoper gegeben wurde, deren Ausstattung die ungeheuerliche Summe von hunderttausend Talern gekostet hatte.

Gegen den Adel war er ebenfalls übertrieben freigebig; hohe adlige Staatsbeamte gehörten zu den vermögendsten Kavalieren. Ein schlechtes Beispiel gab der Kaiser mit seiner Neigung zum Kartenspiel, obwohl er es – übrigens mit wenig Glück – mehr aus Unterhaltungsbedürfnis und aus Repräsentationsrücksichten betrieb. Es gab aber Höfe, an denen jegliches Spiel verboten war.

In seltsamem Gegensatz zu solchem Aufwand stand die Einrichtung seiner Residenz, der Hofburg. Noch im Jahre 1704 hat sie nach der Schilderung eines Reisenden⁹ „ein schlechtes Aussehen, besonders der innere Hof mit den Zimmern des Kaisers (!), die Mauern sind dick und plump wie bei einer Stadtmauer, die Treppen finster und ohne alle Verzierung, die Zimmer niedrig und eng, die Dielen von gemeinen Tannenbrettern . . .“ „Alles war schlecht und voller Altertum, daß ungeachtet die Pracht an den übrigen Höfen Europas gestiegen, dieser allein in seiner ursprünglichen Einfachheit verharret“¹⁰.

Auf strenge spanische Etikette legte Leopold großen Wert. Die Sprache am Hofe war italienisch, das er ebenso beherrschte wie Latein und Deutsch. Französisch liebte er trotz dessen allgemeinen Gebrauchs in hohen Kreisen nicht und wünschte bei den gespannten Beziehungen zu Frankreich auch nicht, daß es in seiner Umgebung gesprochen wurde.

Im kaiserlichen Hofstaat unterzukommen war bei der großen Zahl von Bewerbungen, ganz besonders auch um die Stellung einer Hofdame, selbst für Angehörige allererster Familien nicht leicht, zumal wenn sie, wie die Styrums, fernab „im Reich“ saßen. Das sollten auch Gräfin Isabella und ihre Tochter Wilhelmine ausgiebig erfahren.

Eine tatkräftige Hilfe fanden die beiden Frauen bei dem Residenten Andreas Neumann in Wien. Er war Agent des Lehnsherrn der Gräfin, des Kurfürsten von Brandenburg, und hatte als solcher den politischen Informationsdienst wahrzunehmen, insbesondere auch den Gang der Prozesse beim Reichshofrat, die Gemen führte, zu beobachten.

Aus seinen zahlreichen, stets eigenhändig und mit größter Pünktlichkeit geschriebenen Briefen gewinnt man den Eindruck großer Zuverlässigkeit, nie ermüdenden Eifers, eines klaren Urteils und vor allem auch einer aufrichtigen Anteilnahme an dem schweren Geschick einer wenig bemittelten kinderreichen Witwe im fernen Westfalen.

Eine peinlich korrekte, wenn auch nicht immer leicht lesbare Handschrift bestätigt diesen Eindruck. Seine Briefe mit der Gräfin sind frei von dem üblichen barocken Schwulst, auch in der Titulierung der Empfängerin, ohne dabei die gebotene Distanz außer acht zu lassen – ein Mann, der seinen Wert

⁹ *Mailath* S. 388.

¹⁰ *Rinck* S. 287.

kannte, ohne ihn zu betonen. Vor allem ist keinem seiner Briefe ein Wunsch nach Entlohnung seiner offenbar freiwilligen, wenig angenehmen Nebenarbeit zu entnehmen. Daß ihm Wilhelmine bei ihrer Ankunft in Wien einen silbervergoldeten Becher mitbrachte, war sicherlich eine freiwillige Anerkennung seiner vielfachen Bemühungen. Die höchst mißlichen Vermögensverhältnisse der gräflichen Familie waren ihm genauestens bekannt und veranlaßten ihn in einem Falle sogar zur Einsetzung seines persönlichen Kredits. Unter den zahlreichen dunklen Ehrenmännern seiner Kollegenschaft dürfte er eine seltene Ausnahmeerscheinung gewesen sein.

Solcher Art waren die Verhältnisse am Kaiserhofe, dem Gräfin Isabella drei ihrer Kinder im jugendlichen Alter anvertraute.

III. Limburg-Styrum am Kaiserhofe in Wien

1. Der Edelknabe Gottfried Ferdinand

Im Juni 1667 hatte Graf Alexander sich für seinen damals etwa fünfzehn Jahre alten Enkel Maximilian von Limburg-Styrum um eine Stelle als Edelknabe durch eine Eingabe beim Kaiser selbst bemüht. Neumann hatte aber durch den kaiserlichen Obrist-Stallmeister Grafen Dietrichstein im Oktober 1667 erfahren, daß es „dienlicher“ sein würde, einen jüngeren Bruder in Aussicht zu nehmen, weshalb die Gräfin ihren Sohn Gottfried Ferdinand, „welcher jetzo ein Bube von zwölf Jahren“, vorschlägt. Die Hergabe des Jungen in eine weit entlegene Fremde erfüllt die Mutter mit tiefer Sorge, und so bittet sie den Grafen Dietrichstein, ihren Sohn „Ihrer kaiserlichen Maj. allergnädigst zu Präsentieren und demnächst in dehero protection wie auch hochlöbliche direction auf und anzunehmen und unter dehero gehorsamb dergestalt Unterhalten zu lassen, dahmitt er Ihrer allerhöchsten Kayserlichen Maj. zu allergnädigstem gefallen, zu Ew. Liebden ruhmb und Diensten aber erwachsen möge“¹¹.

Auf welche Weise der Zwölfjährige die weite Reise nach Wien zurückgelegt hat, ist nicht mit Sicherheit festzustellen. Eine Zettelnotiz vom 18. Oktober 1667¹², anscheinend von der Hand des Gemener Amtmanns Hüge, der den Jungen wahrscheinlich begleitet hat, könnte sich auf diese Reise beziehen. Sie gibt allerdings nur die Übernachtungen bis Nürnberg an; die wichtigsten Stationen sind Köln, Remagen, Offenbach, Hanau, Aschaffenburg, Würzburg, Nürnberg. Vielleicht ist man dann weiter nach Regensburg gereist und hat von dort aus den Wasserweg der Donau bis Wien genommen, wie es einige Jahre später bei der gleichen Reise seiner älteren Schwester Wilhelmine der Fall war.

¹¹ Bl. 41.

¹² Bl. 40R.

Für die Edelknaben bestand am Wiener Hofe eine eigene Gemeinschaft, die Pagerie, der ein älterer Edelknabe als Hofmeister vorstand.

Eine Anzahl Rechnungen gibt einigen Aufschluß über das Lehrpensum der mit der Pagerie verbundenen Schule. Es gab einen Sprachmeister, sicherlich für Italienisch als Sprache des Hofes, einen Tanzmeister zur „Abrichtung“ des Körpers und Erlernung feiner Gebärden, einen Lautenmeister, einen Fechtmeister und sogar einen Tranchiermeister, auf dessen Künste damals großer Wert gelegt wurde. Vielleicht gehörten diese am kaiserlichen Hofe zugelassenen Lehrkräfte doch nicht ausnahmslos zu den „meist sehr zweideutigen und abenteuernden Strolchen“, bei denen die jungen Herren tanzen, fechten, reiten und französisch sprechen lernten, die der Dichter Joseph v. Eichendorff für eine etwas spätere Zeit erwähnt. Die wissenschaftliche Ausbildung lag geistlichen Präzeptoren, meist Jesuiten ob. An alle Lehrpersonen mußte Schulgeld entrichtet werden, an den Präzeptor 15, an die anderen je 9 Reichstaler – für welchen Zeitraum, wird nicht gesagt. An dieser Pagenschule nahm Kaiser Leopold ein sehr großes persönliches Interesse.

Neben den Lehrpersonen war ein Schwarm von Bedienten zu entlohnen: Stiefelwischer, Wäscherin, Garderobier, Tafeldeckler mit je drei Reichstalern, ferner Exradiener, Lakaien, Hofkuriere, Kammertrabanten, Kutscher und Portier bei Hof und selbst der Torsteher in der Hofburg. Allein die Neujahrgeschenke für die Bedienung belaufen sich auf 53 Reichstaler, sonstige Ausgaben auf über 100, der Einstand, eine jährliche Feier unter den Pagen, auf 30 Reichstaler. An den Hof selbst sind zum neuen Jahre 46 Taler zu entrichten. Bänder, Hosen, Käämme werden als persönliche Ausgaben aufgeführt, nebst sehr häufigen „recréations“ oder Zuwendungen an Taschengeld. Zu den Vergnügungen zählte auch ein Mitwirken in den „Comedys“, die sehr beliebt waren und von Jesuiten geleitet wurden; hierfür sind einmal vier Reichstaler aufgeführt. Weit kostspieliger war aber mit 15 Reichstalern die Teilnahme an einer „cavalcade“, einem möglichst prächtigen Reiteraufzug, wie sie damals sehr beliebt waren und bei den zahllosen Zuschauern viel Beifall fanden. „Allen gute Satisfaktion gegeben“, berichtete Gottfrieds Bruder Hermann Otto zwei Jahre vorher von einer überaus prunkvollen Kavalkade der kaiserlichen Gesandtschaft in die Türkei, bei der Hermann Otto die Reichsstandarte führen durfte¹³. Karneval scheint man sehr ausgiebig gefeiert zu haben; allein ein Rechnungsposten für „Aufputz“ stellt sich bei Gottfried auf 20 Reichstaler.

Schulden wurden von den jungen Herren allenthalben bei Kaufleuten und Lieferanten gemacht, zu deren meist sehr unpünktlicher Begleichung dann die Diener losgeschickt wurden. Letztere hatten aber selbst oft erhebliche Lohnforderungen an ihre Herren, deren Bezahlung sich oft Jahre hinzog, was vom Adel keineswegs als anstößig empfunden wurde. Hierin gaben die Eltern ihren Kindern häufig das denkbar schlechteste Beispiel. Man fragt sich nur, wovon dann diese kleinen Gläubiger in der Zwischenzeit eigentlich gelebt haben

¹³ Bl. 34.

Die erste Nachricht über Gottfried am Wiener Hof datiert erst vom 4. Juli 1668¹⁴, mehr als acht Monate nach seiner Ankunft dort; wahrscheinlich sind Briefe aus der Zwischenzeit verlorengegangen. Ein Pater Daborch, offenbar einer der Präzeptoren, hatte der Mutter berichtet, daß Gottfried, „sowohl in studiis als auch gottesforcht und feiner Sitte berühmt.“ Die Gräfin dankt dem Schulleiter Pater Müller für die guten Erfolge, kann sich aber nicht den Hinweis versagen, ihre Kinder von Jugend auf dahin erzogen zu haben, daß sie die „katholische uralte Religion gleichsamb mit der muttermilch dergestalt an sich saugen konnten, daß sie in ihr nicht mehr wankend zu werden vermochten“. September 1668¹⁵ kann Neumann sogar berichten, der junge Graf fange an, mit Ihrer Kaiserlichen Majestät bekannt zu werden – „commence à etre connu de Sa Majesté Imperiale“. Er selbst, Neumann, ruhe nicht, ihn zu ermahnen, den begonnenen Weg fortzusetzen. Beglückt über die günstige Auskunft bittet die Gräfin diesmal den Hofmeister, sich des Knaben weiterhin anzunehmen, „in ansehen mein sohn noch ziemlich jung und daselbst in der frembden von allen der seinigen aufsieht weit entfernt“. Eine besondere Freude ist es ihr, daß Gottfried „zu Ihrer Kayserl. Maj. contentement und unserer freude annoch ziemlich komportieren“. Dazu besteht Ende Oktober die Aussicht, daß Gottfried in der Schule ein „Praemium“ erhält. Für solche Förderung bedankt sich die Mutter bei einem Präzeptor Schappelin, der Neumann mitgeteilt hatte, daß Gottfried sich gut führe, Fleiß zeige und bei der letzten „composition, qu'ils ont faits pour la place“, einer Ausarbeitung für die Plätze, den zweiten Platz in der Klasse erhalten habe, wofür Schappelin um eine „recreation“ für Gottfried bittet. Hierfür hat die Mutter an Neumann einige versprochene Dublonen geschickt, die Gottfried mit unsagbarer Freude in Empfang genommen hat. An den Grafen Dietrichstein geht von Gemen ein Dankesschreiben wegen der „vielfaltig contestierten wollgewogenheit“ für den nun ein Jahr am Hofe befindlichen Gottfried. Aber noch weit Günstigeres kann Neumann am 6. Dezember berichten: Der Kaiser hat sich beim Verlassen des Theaters Gottfried, der den Dienst hatte, ihm mit der Fackel zu leuchten, zugewandt und ihm die Hand auf den Kopf gelegt mit den auf deutsch gesprochenen Worten: „Styrum, Du hast Dich wol gehalten.“ „Chose remarquable en un si grant Monarque“ fügt Neumann höchst anerkennend hinzu¹⁶. Doch er weist den beglückten Prämientgewinner auch auf die Verpflichtung hin, in gleicher Weise nun fortzufahren.

Aber es zeigt sich, daß Gottfried durchaus kein Musterknabe ist. Sehr bald nach dieser kaiserlichen Ehrung hatte Neumann der Gräfin mitteilen müssen, daß Gottfried sich an Glücksspielen beteilige. Auf das schlechte Beispiel des Kaisers in diesem Punkte ist bereits verwiesen worden; übrigens beteiligten sich auch die Damen eifrig am Spiel. Ein Zeitgenosse warnt dringend die jungen Leute am Hofe, wenn sie das Spiel nicht gründlich verstehen, „denn hier ist der Ort, wo auch gute Spieler ihren Meister finden“. Da Neumann

¹⁴ Bl. 42.

¹⁵ Bl. 43.

¹⁶ Bl. 61.

einmal das „Pointieren“ erwähnt, ist anzunehmen, daß die Pagen sich recht häufig mit reinen Glücksspielen befaßten.

Man wird es dem damals Vierzehnjährigen nicht allzusehr verübeln dürfen, wenn er sich am Spiel beteiligte. Gehänselt wurde er wegen seiner Unbemitteltheit und ländlichen Weltfremdheit jedenfalls schon so genug – da konnte er es nicht auch noch auf eine Weigerung zum Mitspielen ankommen lassen. Wie er hierbei von seinen häufig schon recht durchtriebenen hochgräflichen Kameraden bemogelt wurde, läßt sich unschwer vorstellen.

Aber dann findet Gottfried offenbar doch persönlich Gefallen am Spiel – immer wieder hat Neumann darüber Klage zu führen. Er ist bereit, jeden berechtigten Wunsch Gottfrieds zu erfüllen, auch die häufig geäußerten Bitten um Taschengeld, um ihn vom Spielen abzuhalten, womit der junge Mann seine Finanzen aufzubessern hoffte. Die Anschaffung eines Jagdgewehrs hat er ihm jedoch abgeschlagen, weil Gottfried dafür noch zu jung sei und er dadurch auch vom Studium abgehalten würde.

September 1669 kann Neumann der Mutter mitteilen, daß sich sein Schützling zur Erlangung einer Schulprämie sehr gut in der „composition“, der Anfertigung von Aufgaben, betätigt habe. Er ist sicher, daß Gottfried zwei, wenn nicht drei Prämien erhalten werde. Gottfried hat Neumann Verse vorgezeigt, wahrscheinlich lateinische Stilübungen, und ein Chrie, d. h. eine kunstvolle Behandlung eines Themas nach gegebenen Gesichtspunkten, die Neumann als sehr gut bezeichnet und die ihm die Gnade der kaiserlichen Majestät zuziehen würden¹⁷. Ein Taschengeld von drei Gulden für die Ferien ist die Belohnung.

Aber dann hat Neumann ihn wiederum mehrere Male wegen des Spielens hart zurechtweisen müssen. Wenn die jungen Leute hierfür kein Geld mehr haben, verkaufen sie, was sie auf dem Leibe haben, „welches in eine üble Gewohnheit degeneriert und auch nachgehends anhangt“.

Ende November bekommt Gottfried eine starke „Hitze“, die zu einer Pocken- oder Blatternerkrankung führt. Der Patient ist aber bald außer Lebensgefahr, doch muß der dreizehnte Tag als Krise abgewartet werden. Neumann sorgt in rührender Weise für den Kranken und für Nachrichten an die Mutter¹⁸. Er zieht den Hofmedikus Dr. Bechern hinzu, der mit dem Verlaufe der Krankheit zufrieden ist. „Weil es bey hoff mit der wartung gehet wie es pflegt“, diese also sehr zu wünschen übrig läßt, hat er durch den Krankenwärter ein leichtes Oberbett kaufen lassen und auch eine besondere Frau für die Pflege angenommen. Weiter hat er ein „rothes Futterhemd“ machen lassen und noch ein weiteres gefüttertes gegen die einsetzende Kälte und angeordnet, man möge zu ihm kommen, wenn man was vonnöten habe. Die Besserung ist schon länger eingetreten, doch liegt Gottfried am 18. Januar 1670 mit vier anderen Kameraden noch auf einem Zimmer isoliert. Am 6. Februar stattet er Neumann seinen ersten Besuch nach der Krankheit ab. Sommersprossen, gegen die in einer Rechnung einmal eine Salbe aufge-

¹⁷ Bl. 95.

¹⁸ Bl. 103 ff.

führt wird, und nun auch noch Pockennarben im Gesicht, dazu entsprechender Spott der Kameraden mochten dem Jungen manchen stillen Kummer bereiten

Inzwischen hatte während seiner Krankheit die Prämienverteilung stattgefunden. Gottfried ist als erster zweimal aufgerufen, die beiden Prämien sollen ihm bis zu seiner Wiederherstellung aufbewahrt werden. Von den übrigen Knaben hat nur ein Graf Trautmannsdorf noch eine Prämie erhalten; man hätte Gottfried gegönnt, daß er die Ehrung persönlich hätte genießen können¹⁹.

August 1670 erwähnt Neumann einen „monsieur“ Romanus, anscheinend ein auf Anraten von Neumann und auf Wunsch und Kosten der Gräfin für Gottfried engagierter Hofmeister. Dessen Eifer wird von Neumann sehr gelobt, jedoch unter Hinweis darauf, daß der Mann auf das Einkommen aus diesem Dienst angewiesen sei. Er komme oft zu ihm, um sich zu erkundigen, ob noch keine „ordre“ für Auszahlung seines Gehaltes eingegangen sei. Neumann nennt ihn „un honette homme, qui merite d'estre favorisé“, einen Ehrenmann, der es verdient, begünstigt zu werden. Es scheint aber, als sei die Zahlung des Gehaltes durch einen Zwischenfall, vielleicht eine Krankheit der Gräfin, unterblieben, denn am 2. Oktober berichtet Neumann von seinen und Gottfrieds größten Besorgnissen um die Gräfin, weil sie schon sieben Wochen ohne Nachricht seien. Trotz der zur Zeit herrschenden Pest hat Gottfried ein Prämium erhalten. Er wird nun in die Logikklassse aufsteigen und vom dem allgemeinen Schulbetrieb befreit sein, weil er unter den sechs Pagen sein wird, die den Kaiser nach auswäts auf die Jagd begleiten. Der Kaiser wünscht aber dann keine Ferien für diese, sondern um so ernsthafteres Studium des Rechtes und sonstiger Übungen. Hiernach scheint also für diese Pagen ein Sonderunterricht während der Hofjagd vorgesehen zu sein. Neumann hält es für richtig, daß die Gräfin Gottfried bald ein bestimmtes jährliches Einkommen aussetzt, damit die ständigen Bitten um Taschengeld aufhören und er es lernt, mit einem festgesetzten Betrage auszukommen. Gleichzeitig erinnert er aber eindringlich an Zahlung des Gehaltes für Romanus, welche dann auch bald erfolgt.

Um dieselbe Zeit führt Neumann ernste Klage über die sture Beharrlichkeit, mit der Gottfried Geld verlangt. Er nennt ihn „addonné à l'argent“, dem Gelde ergeben, aber nicht, um es zu behalten, sondern sich seiner zu entledigen. Von drei Reichstalern Taschengeld hat er zwei für einen Hut ausgegeben. Dabei mußten Präzeptor und Wäscheausbesserungen bezahlt werden, und Weihnachten mit seinen Geschenkausgaben steht vor der Tür. Der Kernpunkt der ganzen Misere ist wieder das Spiel. Nur allzu häufig besucht er „les jeux de point“, Würfelspiele, mit denen er stets tiefer in Schulden gerät. Vor allem sollte er keine heimlichen Schulden bei Landsleuten machen und nicht denken, daß er in seinen notwendigen Bedürfnissen verlassen sein werde.

¹⁹ Bl. 107.

Aber allen Ermahnungen zum Trotz wird es nur noch ärger. In einem Briefe vom 14. Juni 1671²⁰ macht Romanus bei dem Gemener Amtmann Hüge seinem Unwillen gegen seinen Zögling rückhaltlos Luft. Gottfried „verhaltet sich gar schlecht, machet Schulden über Schulden, er ist dem Ballmeister bey die 20 und mehr gulden schuldig, einem Kaufmann 40 Fl., in der taffelstuben nicht weniger bey dem er seine flinte und Kugelpüx Versetzt, den Ring, so er vom Kayser bekommen, finde ich auch nicht mehr, Hoffmeister, Präzeptoren und Dienern klagen auch über schulden“. Was der Resident Neumann vorgeschossen hat, ist dabei noch nicht einmal berücksichtigt. Vom Kaiser hat er zu Neujahr 25 Dukaten bekommen und jetzt „pro oblatis thesibus“, für diesem gewidmete schriftliche Ausarbeitungen 50 Gulden – das ist alles „caeteris præteritis“, mit dem andern dahin. Die Diener berichten, keine Hemden mehr bei ihm zu sehen. Pumpversuche bei verschiedenen Leuten sind ihm allerdings mißglückt. Wenn nicht eine seiner Schwestern hierher kommt (als Hofdame), „wirdt er endlich alle seine renommé auch beim Kayser verlieren“.

Aber so ganz gleitet Gottfried doch nicht auf schiefer Ebene ab. Am 28. Oktober 1671 teilt Romanus der Gräfin mit, daß sowohl die Jesuiten als auch Gottfried selbst auf Erlangung eines „gradus“ drängen, und wenn er das unterließe, würde man annehmen, es geschähe aus Geldmangel. Der Hofmeister der Edelknaben hat zwar zu Hüge gesagt, daß Gottfried nicht „capable“ für die Zulassung sei und nicht leiste, was der Edelknabe Frankenberg leiste, aber das sei eine Lüge, Frankenberg habe den Hofmeister aus Furcht vor Überflügelung durch Gottfried bestochen. Professor Pater Siserus hält Gottfried für den Besten in seiner Schule „und pranget mit ihm allein“²¹. Der Kaiser selbst hat Pater Müller gefragt, ob der Styrum nicht dergleichen tun könne wie der Frankenberg, worauf Müllner erwidert habe, er hoffe, daß Styrum es dem Frankenberg zuvortun werde, was dem Kaiser gefallen habe. So bittet Romanus die Gräfin, diese wolle Gottfried in einem so billigen Verlangen nicht aufhalten und die erforderlichen 100 Reichstaler übersenden.

Es scheint, daß der Betrag damals flüssig gemacht worden ist, vielleicht durch Neumann selbst. In einem stark verblaßten Briefe vom 3. Oktober 1673, spricht Neumann von den 100 Reichstalern zur Erlangung des – leider bricht gerade an dieser Stelle der Text ab.

Damit schließen auch die brieflichen Nachrichten über Gottfried. Sollte er damals noch am Wiener Hofe gewesen sein, so wäre er achtzehn Jahre alt gewesen, womit die Pagenzeit wohl als beendet anzusehen ist. Über seine weiteren Schicksale ist nur wenig bekannt. Am 20. Februar 1676 traf er mit seinem Bruder Hermann Otto, dem Erben der Herrschaft Gemen, ein gütliches Abkommen über seine Erbabfindung, dem zweifellos Streitigkeiten vorhergegangen waren. 1675 war Hermann Otto mit der Herrschaft belehnt worden und befand sich sicherlich um die Zeit in Gemen; ob auch die Verhandlungen dort stattgefunden haben und von Gottfried persönlich geführt

²⁰ Bl. 128.

²¹ Bl. 138.

worden sind, ist nicht bekannt. Von den 6000 Talern, auf die die Abfindung schließlich vereinbart war, gelangten aber nur 1000 zur Auszahlung, denn schon 1677, im Alter von zweiundzwanzig Jahren, ist Gottfried als kaiserlicher Offizier in einem Kampfe gegen die Franzosen bei Monsons gefallen²². Weder über diesen Ort noch über das Gefecht war etwas festzustellen.

2. Die Hofdame Wilhelmine Amalie

Brieflichen Äußerungen der Gräfin Isabella ist zu entnehmen, daß diese in der Erziehung dieser Tochter schon seit langem auf eine Stellung am Kaiserhofe hingearbeitet hatte²³. Wilhelmine muß eine gute Erscheinung, auch in Auftreten und Haltung gewesen sein. War sie vielleicht auch keine ausgesprochene Schönheit, so doch jedenfalls eine Persönlichkeit, die keineswegs zu übersehen war. Darauf deuten auch ihre Schriftzüge hin, die, oft sehr schwer lesbar, von ebenso unbekümmerter Nonchalance sind wie die sprunghaften Gedankengänge der Briefe. Beide Faktoren lassen die Annahme einer gewissen Launenhaftigkeit und Gefühlsarmut nicht unberechtigt erscheinen. In dem Intrigenspiel des Wiener Hofes, in das die kaum Zwanzigjährige hineingestellt wurde, mögen diese Eigenschaften freilich für sie eine gewisse Schutzwehr gewesen sein.

Man hatte eine Stellung als Hofdame bei der Kaiserinwitwe, einer geborenen Prinzessin Elisabeth Gonzaga (1630–1686), in Aussicht genommen. Diese war die Stiefmutter des jungen Kaisers, eine vornehme, häusliche Frau von ungewöhnlichen Geistesgaben und wissenschaftlicher Bildung, von ihrem Stiefsohn allezeit hochverehrt²⁴.

Die häufiger wechselnde Zahl ihrer Hofdamen betrug 1665 dreizehn. Für eine solche Stelle lagen stets zahlreiche Anmeldungen vor, so daß sich bisweilen für die Anwärterinnen Wartezeiten bis zu fünf und sechs Jahren ergaben.

Zunächst bedurfte es neben der selbstverständlichen Standesvoraussetzung von sechzehn ritterbürtigen Ahnen auf jeder Elternseite weitläufiger Bemühungen und vor allem guter Beziehungen. War eine Annahme erfolgt, so galt es, einen möglichst günstigen Platz in der Reihenfolge der Anwärterinnen zu erhalten, wobei Intrigen und Bestechungen einflußreicher Beamter häufig eine erhebliche Rolle spielen mochten.

Zum ersten Male ist in einem Briefe vom 30. Oktober 1668 von einer Unterbringung Wilhelminens am Kaiserhofe die Rede. Gräfin Isabella bedankte sich bei dem schon erwähnten Pater Müller für dessen Sorge um ihren Sohn Gottfried und fragt dabei an, ob es dem Pater möglich sein würde, ihre älteste Tochter als Hofdame bei der Kaiserinwitwe unterzubringen, und zwar an einem für ein deutsches Fräulein geeigneten Platz – wahrscheinlich, damit diese nicht mit Ausländerinnen, insbesondere slavischer Herkunft, zu-

²² Küper S. 147.

²³ Bl. 51.

²⁴ Wurzbach 6. Teil S. 161.

sammengetan werde. Die Mutter hält dafür, daß ihre Tochter „sowohl ihrer person undt naturels als auch andere exercitien der Frewlein frauwen woll-anstehenden qualiteten halber worin Ich sie sonder rurm zu melden von kindt erziehen lassen zu solches dienstes betretung capabel erfunden worden“²⁵.

Fast gleichzeitig wird aber auch der allzeit hilfsbereite Neumann mit der Angelegenheit befaßt. Dieser wendet sich gleich an eine maßgebende Stelle und kann bereits am 9. Januar 1669 der Gräfin mitteilen, er habe mit dem Grafen Marradas, dem Oberhofmeister der Kaiserinwitwe, persönlich gesprochen, es handele sich nur noch darum, einige kleinere Informationen über das gräfliche Haus einzuziehen. Aber dann kommt eine wenig erfreuliche Einschränkung, daß nämlich noch sechs Damen vorgemerkt seien. Doch kann Neumann am 30. Januar wenigstens über eine eingehende und nicht ungünstige Audienz bei Marradas berichten²⁶. Dieser befaßt sich „peniblement“ mit Einzelheiten der Angelegenheit und legt vor allem Wert darauf, daß Mademoiselle sich mit Musik beschäftigt, „dans laquelle Sa Majesté se plait fort“, in der der Kaiser sich außerordentlich gefällt – ein offenbar etwas ironisches Urteil über diese intensive kaiserliche Liebhaberei. Die Hofdamen mußten übrigens bei den musikalischen Privatveranstaltungen des Hofes vielfach mitwirken. Als weitere erforderliche Fertigkeit kommt die Malerei in Betracht. Wegen des Ranges der Plazierung der Bewerberin will Marradas mit der Kaiserin sprechen, da die Reihenfolge von dieser selbst nach den Qualitäten der Bewerberinnen festgesetzt werde; doch habe, wie Neumann vermeldet, Marradas „quasi“ versichert, daß ohne den geringsten Zweifel die Zustimmung der Kaiserin erfolgen werde. Einen von Romanus angefertigten Stammbaum hat Neumann schon überreicht. Die Schlußepisode der Audienz scheint nicht ohne Bedeutung. Neumann zog einen Brief der Gräfin aus der Tasche und las daraus eine „passage“ vor, worauf Marradas den Brief zu erhalten wünschte, um ihn der Kaiserinwitwe zu zeigen, damit diese mit dem Kaiser selbst spreche. Das lehnte Neumann aber ab, weil der Brief noch andere „Materien“ enthielt und der Obersthofmeister offenbar erstaunt war, daß die Damen in diesem Lande sich fremden Sprachen hingeben – eine bezeichnende Auffassung dieses distinguierten Herrn von dem Kulturzustand des abgelegenen Westfalens. Neumann rät noch, Mademoiselle möge sich einiger Übung im Italienischen befleißigen, der „ordinairen“ Sprache des Kaisers, obwohl dieser auch deutsch spricht und, wie Marradas glaubt (!), auch französisch. Möglichst viele Beziehungen zu Hofkreisen hält er für wünschenswert, am besten durch den Vater der Gräfin, der noch mit den beiden ältesten Ministern am Hof, dem Großmarschall Grafen Starhemberg und dem Generalfeldmarschall Grafen Montecuccoli, befreundet ist.

Diese an Wilhelmine gestellten Anforderungen mochten bei der Mutter doch einige Bestürzung auslösen. Es war klar, daß es in diesen Fächern, insbesondere aber in der Musik bei der hochgebildeten Kaiserinwitwe und dem

²⁵ Bl. 51.

²⁶ Bl. 66.

hochmusikalischen Kaiser nicht mit Stümperei getan war, so daß man um die Heranziehung eines Lautenmeisters, eines Zeichen- und Mallehrers und eines italienischen Sprachlehrers nicht herumkommen werde. Das bedeutete eine neue schwere Belastung der Gemener Finanzen, die gerade um diese Zeit durch das gespannte Verhältnis zum Fürstbischof von Münster besonders in Anspruch genommen waren. Es ist nicht bekannt, aber anzunehmen, daß sich die Gräfin diesen Anforderungen fügte, für die sie auf die Unterstützung ihres Vaters hoffen durfte, der ja die Unterbringung bei Hofe selbst gewünscht hatte. Mit der ehrgeizigen, klugen Tochter dürfte sie in der Hinsicht keine Schwierigkeiten gehabt haben.

Schon am 16. Februar kann Neumann berichten, daß S. Exzellenz ihm zu verstehen gegeben, daß die Kaiserinwitwe „auff die gerümbte hohe qualiteten, und nachdem bey Damen alhier ausm Reich anwesenden Grafen und Herrn weitere erkundigung eingezogen worden, sich allergnedigst resolviert, Ew. Gräfl. Gnaden frewlein Tochter gn. in dero Kayserlicher frauen Zimmer zur Gräfl. hoffdame auff- und anzunehmen, welches in dero allerhöchsten nahmen Er mir hiermit wolle angefügt haben“²⁷. Marradas empfiehlt, an die Geheimen Räte der Kaiserin Witwe wegen „recommandation“ zu schreiben, eine Liste der Titulaturen der Minister schickt Neumann gleich mit. Marradas habe sich übrigens über alle Maßen höflich und geneigt gezeigt.

Bereits am 24. Februar geht das Bewerbungsschreiben an die Kaiserinwitwe ab, nachdem der Entwurf vom Grafen Alexander durchgesehen und mit kleinen Korrekturen zurückgelangt war. Die Sprache ist schwülstigste barocke Devotion:

„Der große ruhmb, welcher aus Ew. Kayserliche Maystr Hochlöbliche frawenzimmer, durch die gantze welt erschallet, thut mir ein solches großes glück und gnad auch ambyren ./.. weilen meine Eltern und Voreltern bey dem allerloblichsten Ertzhause Oesterreich unter denen regierenden Römischen Kaysern . . . Ew. Mayst. hertzliebsten Herrn glorwürdigster gedacht-nus . . . allezeit in beharrlichen functionen gewesen/.. undt Ew. Mayst. umb eine platz in dero hochlöbliche frawenzimmer vor meine eltiste Tochter frl. Wilhelminam, ungefahr von 18 Jahren, in gräflichen sitten und thugenden bisherzu ziemblich erzogen, allerunterthänigst anzulangen Gentzlich verhoffet, Ew. Kayserl. Mayest. werden ob der persohn naturel und er-ziehung und ihren schuldigen allergehorsambsten Diensten allergnädigste Satisfaction, schöpfen können . . .“ Die Worte „naturel und erziehung“ sind von Graf Alexander eingefügt, der diese zusätzliche Charakterisierung seiner Enkelin offenbar für noch besonders angebracht hielt²⁸.

Die schon vom 28. März datierte Antwort der Kaiserinwitwe²⁹ lautet sehr gnädig – sie aestimiert die Person der Gräfin und die vielfältigen Verdienste des Hauses Limburg-Styrum sehr hoch, derentwegen sie nicht abgeneigt sei, dem Gesuch „allen vergnüglichen contonto zu geben“. Doch lägen noch einige Versprechungen vor, die den Vorzug behalten müßten.

²⁷ Bl. 69.

²⁸ Bl. 75.

²⁹ Bl. 79.

Sicherlich glaubte man sich daraufhin in Gemen schon nahe am Ziel, und selbst der sachlich nüchterne Neumann war der Ansicht, man müsse nun schon an die Beschaffung der Hofausstattung für Wilhelmine denken. Wegen dahingehender Auskunft hatte er sich bereits an die Kammerzofe einer Gräfin Schrattenbach gewandt. Die Gräfin war von der reformierten zur katholischen Religion übergetreten und hatte daher einen bevorzugten Platz erhalten. Sie teilt selbst mit, daß noch dreizehn Damen in der Aufnahme ständen und empfiehlt, sich mit der Oberhofmeisterin der Kaiserinwitwe, Gräfin Lamberg, in Verbindung zu setzen.

Am 30. Juli geht ein längst notwendiger Brief an die andere Oberhofmeisterin, Gräfin Wagensberg, ab mit der Bitte um „patrocinanz“ und dem Anerbieten, Wilhelmine persönlich ihre Dienste präsentieren zu lassen. Marradas hat sich inzwischen die größte Mühe gegeben, Wilhelmine auf den vierten Platz zu bringen, hält es aber doch für gut, daß Gräfin Isabella noch einen Brief „auf deutsch“ an die Gräfin Wagensberg schreibt, was dann auch geschieht.

Letztere hat das ihr durch Neumann übermittelte Schreiben aus Gemen gnädig aufgenommen. Dieser rät, die Reise nach Wien nicht zu überstürzen, dreizehn Bewerberinnen seien noch immer vorgemerkt, unter den neun, die ein Versprechen hätten, habe Wilhelmine den vierten Platz. Die Damen werden hin und her geschoben wie Schachfiguren, was immer wieder Anlaß zu fruchtlosen Erörterungen bietet. Etwas Luft scheint es in dem Gedränge zu geben, als „die alte Prinzessin“ – womit nur die Schwester des Kaisers, Eleonore Maria von Österreich, gemeint sein kann, die 1670 Michael Korybut, König von Polen, heiratet, – einige Hofdamen mitnehmen will. Neumann wünscht, daß etliche dieser Damen in die „Polaques“ verliebt bleiben, um Wilhelmine Platz zu machen.

Anfang Oktober 1670 vermeldet Neumann die Trauernachricht, daß Graf Marradas „a fait un change de la vie presente avec l'eternelle“, das gegenwärtige Leben mit dem ewigen vertauscht hat. Kein Wort des Bedauerns ist seltsamerweise dieser Nachricht beigelegt und ebenso wenig bezeugt die Gräfin irgendwelche persönliche Teilnahme für das Hinscheiden eines Mannes, dem sie doch sehr zu Dank verpflichtet ist. Sein Nachfolger ist Graf Albrecht v. Sinzendorf, Oberhofmarschall Kaiser Leopolds und Premierminister, verheiratet mit Maria Barbara Gräfin Khevenhüller. Neumann rät, ihm ein schriftliches „compliment“ zu senden und ihm Wilhelmine zur Einführung zu empfehlen.

Monate gehen hin, ohne das die Sache ersichtlich vorwärts kommt. Erst am 14. Juni 1671 taucht wieder eine Nachricht auf, diesmal allerdings eine sehr wichtige³⁰. Hofmeister Romanus macht Amtmann Huge einen Vorschlag, den er schon Gräfin Isabella unterbreitet hat, doch möchte er nicht verfehlen, auch Huge davon in Kenntnis zu setzen. Romanus ist nämlich von einem Freunde, der bei der geborenen Fürstin v. Holstein als „Agent“ in Diensten steht, darauf aufmerksam gemacht, daß die letzte Hofdame der Fürstin vor

³⁰ Bl. 128.

vierzehn Tagen einen Sohn des berühmten Generals Souche geheiratet hat, die Fürstin würde es gern sehen, wenn eine Angehörige des mit ihr noch verwandten Hauses Limburg-Styrum die Stelle als Hofdame annehmen würde „zur Gesellschaft allein, nicht zum Aufwarten“, wie Romanus betont. Der Freund werde „das Wesen gern dirigieren“, sofern nur mit einer Zustimmung der Gräfin gerechnet werden könne, denn eine Ablehnung würde „einigen disgust verursachen“. Romanus weist nachdrücklich darauf hin, daß die Herzogin allezeit gräfliche Fräulein zur Gesellschaft gehabt habe, und die vornehmsten Fräulein sich bei dergleichen Damen zur Gesellschaft allein, und nicht zum Aufwarten aufhalten. Hüge möge solches der Gräfin noch einmal vorhalten und diese solle sich nicht zu Gemüte führen, als sei solche Stellung nicht „reputierlich“ genug, „denn es seien bessere Fräulein bei solchen Damen als bei Hofe selbst“.

Dennoch hat sich Gräfin Isabella durchaus nicht gleich mit diesem Anerbieten zu befreunden vermoht. Aber mit dem nun über ein Jahr währenden schriftlichen Hin und Her war man der Einberufung Wilhelminens keinen Schritt näher gekommen. Es schien nun doch an der Zeit, das junge Mädchen, das inzwischen die Zwanzig erreicht hatte, nach Wien zu schicken, damit es dem Hofe nahe sei. Dazu hat Romanus drei Wochen später etwas recht Peinliches zu vermelden – der schon erwähnte Freund hat durch einen Freund am Kaiserhofe erfahren, man beschuldige die Gräfin „einiger incivilität“ am Hofe, eines Mangels an Umgangsformen, weil sie in ihren, noch dazu seltenen Schreiben, so wenig „courtoisie“ bewiesen habe, „und dieses woll- die mehrste Ursache sey, warumb die Ankunfft der Frewlein so lange tardiert werde“. Man sei bei Hofe viel Höflichkeit gewöhnt, den Ministern, von denen man etwas verlange, müsse man zu allen Festen glückselige Feiertage wünschen und auch sonst oft mit Briefen aufwarten, was die Gräfin „gar selten“ getan habe. Auch der Kaiserin müsse man mit einem „compliment brieff“ aufwarten, ebenso ihrer Obersthofmeisterin Gräfin Lamberg, und der Agent Kette müsse auch Auftrag zu weiterem Handeln bekommen. Unter solchen Umständen schien es nun doch an der Zeit, Wilhelmine nach Wien zu schicken, damit man bei Hofe endlich die Bewerberin einmal kennenlernte. Sicherlich versprach sich die Mutter nicht wenig von dem persönlichen Eindruck ihrer Tochter auf die maßgebenden Persönlichkeiten. So entschließt sich Gräfin Isabella zu der Bitte, die „durchlauchtigste hochgeborene Fürstin“ Dorothea Elisabeth v. Holstein möge die Tochter in „Ihren mütterlichen schutz“ nehmen und ihr bei der Kaiserinwitwe förderlich sein. Sie glaubt, die Fürstin mit diesen Zeilen „behelligen“ zu dürfen wegen der Gutherzigkeit, die diese „allezeit sonderlich denen, welche aus dem Reich ihre Zuflucht an der Kaiserin Hof nehmen“, erwiesen habe. Die etwas weitläufige Verwandtschaft zum Hause Holstein und die gute, vor langen Jahren bestandene Freundschaft zwischen beiden Häusern wird nachdrücklich betont³¹. Irgendwelche Standesbedenken schienen jetzt nicht mehr am Platze...

³¹ Bl. 133.

Schon am 21. August erfolgt eine sehr liebenswürdige Antwort³². Dorothea Elisabeth bedankt sich für das Vertrauen, ihr Wilhelmine als Gesellschafterin zu überlassen, ihr Haus stehe ihr zu Diensten, sie möge nur geschickt werden, als einer Dame aus dem Reich werde sie ihr alles Liebe und Gute erweisen. Am 23. September dankt Isabella für die Zusage; anfänglich habe die Abschiedung Wilhelminens ihr Gemüt beschwert, aber sie habe sich bald „soulagiert“ gefühlt. Sie bittet, der Tochter „als welche des Orthes unbekannt, auch dehsige manieren und gebräuchen unerfahren, nicht allein mit dehero unterweisung zu favorisieren sondern auch veranlaßtermaßen zu erhaltung ihrer intention beim Kayserlichen Hofe ... beförderlich zu erscheinen“. Dazu verspricht sie, daß sich Wilhelmine „dero bereitz verspürter großer gnade und favor mit gefälligem comportement und gebührenden respect, wie ich denn solches von Hertzen verlange, meritiert machen möge“.

Wenn diese schon nicht gleich am kaiserlichen Hofe unterkommen konnte, so schien es doch ein besonderer Glücksfall, daß sie in solch' vornehmem Hause Aufnahme fand. Was hatte es nun mit diesem eigentlich für eine Bewandtnis?³³

Es handelte sich um das kinderlose Ehepaar Kammerpräsident Graf Georg Ludwig v. Sinzendorf und Dorothea Elisabeth geb. Prinzessin v. Holstein-Sonderburg-Wiesenburg, diese wegen ihrer Abkunft von Gräfin Isabella stets als „Fürstin“ angesprochen. Der Graf war beim Eintritt Wilhelminens 56, seine Gemahlin mit 26 Jahren kaum älter als das ihr anbefohlene junge Mädchen. Ersterer konnte auf eine glänzende Hofkarriere zurückblicken. Als Kammerherr Kaiser Ferdinands III. hatte sie begonnen, es folgte die Ernennung zum Geheimen Hofkammerrat, dann die zum Obersthofmeister der dritten Gemahlin des Kaisers, Eleonore v. Mantua. 1654 wurde er Erbschatzmeister und schließlich Hofkammerpräsident. Als solcher hatte er das gesamte österreichische Finanzwesen unter sich. Er konnte also einer geborenen Prinzessin v. Holstein eine durchaus standesgemäße Lebensführung bieten, als er die etwa Zwanzigjährige um 1665 heiratete. Der Altersunterschied von neunundzwanzig Jahren spielte dabei für Dorothea Elisabeth wohl um so weniger eine Rolle, als ihre Verschwendung und Prunksucht bei dem alternden Gemahl kaum auf Widerstand stieß, zumal dieser selbst einer repräsentativen Lebenshaltung sehr zugetan war.

Aber vielleicht schon um die Zeit der Ankunft Wilhelminens begann es im Gebälk dieser Pracht leise zu knistern. In eingeweihten Kreisen mochte schon davon gemunkelt werden, daß dieser Reichtum nicht einwandfreien Quellen entstamme – hatte doch der Graf bei seiner ersten Heirat nur zwei mittlere Güter besessen, während er jetzt große Güterkomplexe sein eigen nannte. Immer lauter wurden schließlich die Stimmen, die sich gegen die Amtsführung des Grafen wandten, und es war bald kein Geheimnis mehr, daß dieser ungeheure Unterschleife begangen hatte und noch beging. Aber vergebens stellten der Vizepräsident der Kammer und der alte Fürst Lobko-

³² Bl. 121.

³³ *Wurzbach* Bd. 35 S. 16 f.

witz dem Kaiser vor, daß die Armee infolge dieser Unterschlagungen keinen Sold mehr erhalte und ihre Schlagfertigkeit bedroht sei und daß niemand mehr dem Fiskus den kleinsten Kredit gewähre. Leopold konnte nie in seinem Leben Entschlüsse fassen, und hier handelte es sich um einen öffentlichen Skandal größtes Ausmaßes! Etwa 1666, um die Zeit seiner zweiten Eheschließung, hatte der Graf mit den Unterschleifen begonnen – wohl nicht zu Unrecht wird der Verschwendungssucht seiner jungen Gattin ein gut Teil Schuld an ihnen beigemessen³⁴. Erst zwanzig Jahre später, 1680, kam es zur Verhaftung des Grafen, und zwar auf einem von ihm gegebenen feenhaften Feste, dessen Kosten er aus Geldern bestritten hatte, die für die Armee des Prinzen Eugen v. Savoyen bestimmt waren. Sicherlich ist die ehemalige Hausgenossin Wilhelmine, inzwischen selbst eine Gräfin Sinzendorf, bei diesem großen gesellschaftlichen Ereignis und seinem schmachvollen Ausgange zugegen gewesen, sofern nicht besondere Hinderungsgründe vorgelegen haben sollten. Das nunmehr eingeleitete Gerichtsverfahren mußte wegen größter Erbitterung des Volkes von Wien nach Linz verlegt werden.

Die Anklage warf dem Grafen Mißbrauch der Amtsgewalt, Meineid, Diebstahl, Unterschleife und Erpressung vor. Das Urteil lautete auf Entsetzung von allen Ämtern, Schadenersatz in Höhe von 1 970 000 Gulden, vorbehaltlich weiterer Schadensfeststellungen und Verbannung an einem vom Kaiser zu bestimmenden Ort. Von einer wirklichen Freiheitsstrafe ist nicht die Rede. Dieses am 8. Oktober gefällte Urteil überlebte der Graf nur um wenige Wochen – er starb Mitte Dezember 1680 im Alter von 64 Jahren.

Trotz der moralischen Mitschuld der Gattin des Verurteilten hat der Kaiser dieser im Gnadenwege einige Güter zurückgegeben. Sie hat sich zwei Jahre später mit einem französischen Grafen Rabutin wiederverheiratet und starb 1725 im Alter von achtzig Jahren.

Aber als Wilhelmine die Reise nach Wien antrat, lag über dem Hause Sinzendorf noch strahlender Glanz . . .

Zwischenakt:

Die Reise Wilhelminens nach Wien

Über sie liegen eingehende Nachrichten vor auf Grund einer genauen Kostenaufstellung durch den gräflichen Amtmann Hüge³⁵, der Wilhelmine begleitete und auch einige Aufträge an die Kaiserlichen Räte in Wien hatte. Diese sachlich nüchternen Aufzeichnungen fügen sich nicht nur zu einem reizvollen Kulturbilde des Reisens jener Zeit überhaupt – ihnen sind auch mancherlei Aufschlüsse über die Persönlichkeit Wilhelminens zu entnehmen, die um so wertvoller sind, als nähere Nachrichten über sie doch recht spärlich sind.

³⁴ Wurzbach a. a. O.

³⁵ Archiv Gemen Inventarverzeichnis L2 VIII. Obige Darstellung folgt mit einigen Berichtigungen meinem Aufsatz: „Reise einer jungen Dame von Gemen nach Wien im Jahre 1671“, Münsterländischer Heimatkalender 1939, Ausgabe für den Kreis Borken S. 137 ff.

Die Aufmachung der Reise hielt sich in sehr bescheidenen Grenzen. Das „Gefolge“ bestand nur aus einer Kammerfrau, einem nicht näher bezeichneten „monsieur Götz“, dem Gemener Schneider Johann Heinrich Koch und dem vielgewandten Amtmann Hüge als Reiseleiter. Der von einer so weiten Fahrt wahrscheinlich wenig entzückte Schneider sollte bei der Vervollständigung der Garderobe des Fräuleins in Frankfurt behilflich sein, wohl auch, um die Kosten der teuren Modeschneider in der reichen Kaufmannsstadt nicht allzu hoch werden zu lassen. Nur schwer mag sich der Meister von der dumpf-behaglichen Wärme seiner Werkstatt getrennt haben... „Monsieur Götz“ wußte vielleicht mit Degen und Pistole umzugehen, wofür es sehr bald beinahe eine Gelegenheit gegeben hätte. Die Reisekasse belief sich auf 278,30 Reichstaler. Hierzu hatte die Gräfinmutter 38,30, ein münster'scher Kavallerieleutnant Ulff, ehemals Hofmeister bei der gräflichen Familie und anscheinend ebenso glühender wie aussichtsloser Verehrer Wihelminens, 50 Taler beigesteuert, der Rest war durch Darlehn aufgebracht worden – ein höchst peinliches Abbild der kläglichen Gemener Finanzen. Drei Schinken wurden als Gastgeschenk mitgenommen – „Schinkenverehrungen“ waren in hohen Kreisen sehr beliebt – und als Reiseproviant ein kalter Braten, der aber nur bis Düsseldorf reichte.

Am 28. September 1671 begann die Reise „in Gottes Nahmen“, wahrscheinlich mit Fuhrwerk vom Schlosse. Sie ging am ersten Tage bis Schloß Hagenbeck a. d. Lippe, wo man auf großväterlichem Besitze kostenlos übernachten konnte, ebenso am folgenden Tage bei einem Onkel des Fräuleins auf Schloß Styrum a. d. Ruhr. Hier kehrte das Gemener Fuhrwerk, seiner Art nach nicht näher bezeichnet, um, und die Reise wurde am 26. „mitt des Amtmanns Hollings Caleße und 4 Pferden neben der Gemenschen Karren“ auf Düsseldorf zu fortgesetzt. Den Abend in Düsseldorf verbrachte man bei heißer, muskatgewürzter Zitronenlimonade mit Kartenspiel; die Karten hatte das Fräulein von daheim mitgenommen. Die Kosten der Übernachtung mit drei Reichstalern fünf Stübern entsprachen residenzlichen Preisen.

Hier in Düsseldorf hörte die standesgemäße vierspännige Kaleschenbeförderung auf und es wurden nun „zwey Karren geheuert biß nach Frankfurt und verdungen für 27 Reichstaler“. Ein solches Gefährt für die junge Reichsgräfin war nicht so sehr verwunderlich – etwas bequemere Reisekutschen waren damals noch recht kostspielig. Die Karren hatten ein mächtiges Leinwandverdeck und Sitzgelegenheit; der hier geheuerte Karren war so geräumig, daß man noch einen Passagier, „des Hosy Sohn“ mitnehmen konnte, der hierfür „den sechsten theill hat beilegen müssen“. Es bedarf keiner sonderlichen Fantasie, sich die unsagbaren Strapazen infolge des Schütterns und Rumpelns der ungefederten Karre auf meist unglaublich schlechten Wegen vorzustellen, bei denen die Gesellschaft fortgesetzt durcheinander gerüttelt wurde, was zunächst bis Frankfurt, also über eine Entfernung von etwa 230 km dauern würde.

In Stüttgen, wohl einer Bauernschaft, hatte man ein etwas aufregendes Abenteuer: sechs „Reutter“ arretierten „die Karren; erst nach Zahlung von 1 Reichstaler 15 Schillingen Drenkgeld“ wurde man die Galgenvögel wieder los.

In Köln übernachtete man für 1 Reichstaler 54 Stüber wohl mehr billig als standesgemäß „im Boor“. Das Fräulein kaufte hier als erstes Stück der Ausstattung für Wien das „Kayserinnenbettbuch“ für 27 $\frac{1}{2}$ Stüber. Über Mehlem, Breysig ging es in Koblenz nach Überschreitung der Moselbrücke über die Schiffsbrücke wieder auf die rechte Rheinseite, da man jetzt die Südostrichtung gewinnen mußte. Hinter Braubach scheint man sich in den Bergen verirrt zu haben, da man einem Mann, „so den Weg gewiesen“, 7 $\frac{1}{2}$ Stüber zahlte.

Am 1. Oktober langte man in Mainz an, wo bei einem Vetter Wilhelminens, einem jungen Grafen von Velen, übernachtet wurde. Dieser geleitete die Reisenden am folgenden Tage mit zwei Pferden 25 km weit bis Höchst – wohl auch eine Huldigung für die sehr anziehende junge Base.

In Frankfurt wurde vom 2. bis 8. Oktober eine sicherlich sehr erwünschte Rast eingelegt. Zwei dortige Schneider beteiligten sich mit Koch an der Herrichtung der Garderobe. Ihre Rechnung belief sich „für einen Unterrock mit vielen spitzen, wie auch einen nachtrock“ auf 3 Reichstaler 4 Stüber und für Lohnarbeit auf 3 $\frac{1}{2}$ Stüber. Mit 4 $\frac{1}{2}$ Talern Reisegeld und für einen halben Taler „quetzgen“, die man ihm für die Gräfinmutter noch aufpackte, wurde Koch wieder heimwärts geschickt. Die Freude des Einkaufens in der Krönungsstadt genoß Wilhelmine anscheinend ziemlich unbekümmert um die Kosten. „Eine Garnitur mit hensen (Handschuhe) für 6 Reichstaler, 2 Paar diamanten ohrpendanten“ für 7 Reichstaler, eine Maske, für die man auch außerhalb des Karnevals Verwendung haben konnte, wurden sicherlich ebenso als notwendig angesehen wie ein silberner „nap“ mit Deckel für 11 Reichstaler. Diese Ausgaben verschwinden gegenüber denen bei einem Kaufmann Berghaus, die leider nicht näher genannt sind. Hier wurden 81,44 Taler bar bezahlt. Eine zweite Rechnung über nicht weniger als 145 Taler konnte noch in Höhe von 75 Talern aus den mitgenommenen Geldern beglichen werden; für den Rest übernahm Mr. Götz eine etwas dunkel anmutende Bürgschaft, da von ihm weiterhin nicht mehr die Rede ist. Nicht unerwähnt darf ein Einkauf bleiben, der heute nirgendwo mehr zu machen wäre: „Item gekauft einen silbernen Cammerpott wiegend 37 $\frac{1}{2}$ loth daß loth ad 13 batzen f(acit) 17 Reichstaler 37 $\frac{1}{2}$ Stüber“. Als Geschenk für den getreuen Neumann in Wien wurde ein silbervergoldeter Becher unter genauer Gewichtfeststellung für 24 Reichstaler erstanden.

Der Amtmann der dem Großvater gehörigen Herrschaft Bretzenheim b. Kreuznach zahlte dem Fräulein 250 Reichstaler aus, die aber anscheinend bereits für Wien bestimmt waren.

Zweimal besuchte Wilhelmine auch die „Engelsche comedie“. Englische Komödianten war die Bezeichnung für deutsche Wandertruppen von Schauspielern, die längst schon die früher von England herübergekommenen

Theatertruppen abgelöst hatten. Ihre Darbietungen waren meist ziemlich roh und possenhaft. Sicherlich waren das Wilhelminens erste Theaterbesuche; der Platz kostete jedesmal 16 Albus oder etwas mehr als einen Drittel Reichstaler.

Die Gasthofrechnung für 6 Tage belief sich auf 18 Reichstaler 33 Stüber nebst 20 Stübern Trinkgeld für den Kellner. Für die Weiterreise gestattete man sich jetzt aber den Luxus einer „gutsche“. Bei einer solchen hing der Wagenkasten in Lederriemen und federte wenigstens etwas. Als Fahrpreis bis Regensburg wurden 36 Reichstaler vereinbart; Hosius, der die Reise bis dorthin weiter mitmachte, hatte hiervon 9 Taler zu zahlen; Mr. Götz war anscheinend in Frankfurt geblieben.

Am 8. Oktober brach man zur Nordrichtung des Mains auf und erreichte noch am gleichen Tage das 35 km entfernte Groß-Ostheim westlich des Mains. Über Miltenberg, Kilsheim, die alten freundlichen Reichsstädtchen Aub und Windsheim gelangte man nach Nürnberg. Wenn es auch am folgenden Tage gleich weiterging – ganz konnte das Fräulein dem lockenden „Nürnberger Tand“ doch nicht widerstehen. Ein silberner Taschenspiegel, silberne Spitzen auf die Schuhe und etwas Stoff wurden mitgenommen. Man wird froh gewesen sein, als man die langen einsamen Strecken durch Heiden und Wälder südwestlich Nürnberg, wo es nicht ganz geheuer war, ohne Fährlichkeiten hinter sich gebracht hatte. In Hemau im fränkischen Jura hielt die städtische Musikantenzunft die Ankunft der Kutsche mit dem vornehmen Gast als Gelegenheit zu einem Extraverdienst für günstig: während des Mittagessens dort wurde „von den Stadtmusikanten mit der musicig aufgewartet“, denen dafür aber nur 15 Stüber „verehrt“ wurden.

In Regensburg rechnete man am folgenden Tage, dem 15. Oktober, mit dem Reisegefährten Hosius ab, der nun nicht weiter erwähnt wird. Von hier aus wurde jetzt der Wasserweg der Donau benutzt, auf dem man zwar sacht und rasch dahinglitt, der aber den beiden Frauen doch zunächst nicht so ganz geheuer sein mochte, während Hüge ihn von seiner Begleitung Gottfrieds vor etwa drei Jahren längst kannte. Die „bagage“ wurde für 20 Stüber auf das Schiff transportiert, das unterhalb des berüchtigten „Strudels“ und der als technisches Wunderwerk des Mittelalters bestaunten „Steinernen Brücke“ an der noch heute so genannten „Donaulände“ lag. Das Schiff war zweifellos eine „Ulmer Schachtel“, wie die von altersher auf der an Untiefen reichen Donau gebräuchlichen flachgehenden Fahrzeuge von 18 und mehr Metern Länge und 2 bis 3 Metern Breite genannt wurden. Es hatte wohl nur eine Bretterhütte als Schutz gegen Wind und Wetter; die Reisenden übernachteten am Lande. Der niedrige Preis von 4,45 Reichstalern bis Nußdorf bei Wien für drei Personen bei einer Fahrtdauer von fünf Tagen läßt darauf schließen, daß auch noch Waren und andere Personen mitgenommen wurden.

Die Reisenden hatten gleich „Anschluß“ an das Schiff, und man legte an diesem Tage noch bis Fader (Pfatter) 28 km zurück. Die z. T. sehr hohen Tagesleistungen an Strecken während der ganzen Fahrt lassen auf gute

Ruderarbeit und günstigen Wind schließen. Am folgenden Tage wurden bis Deggendorf 77 km zurückgelegt. In Filtzhowen (Vilshofen) zwang ein Unwetter zu vorzeitigem Übernachten. Glücklicherweise erreichte man durch das klippenreiche „Kachlet“ Passau. Während des Aufenthaltes hier fuhr Wilhelmine mit einem Wagen zu der hochgelegenen Wallfahrtskirche Mariahilf mit einer wundervollen Aussicht auf die Stadt – es war sicherlich das erste Mal, daß die junge Gräfin einen solchen Blick von Bergeshöhe gehabt hat. Schatz und „ornamenten“ der Kirche wurden gegen das ansehnliche Trinkgeld von einem halben Reichstaler nebst 15 Stübern für die Armen besichtigt, auch verkaufte ihr der Mesner noch „ein Bettbüchlein mit einigen Bildern von der Mutter Gottes“ für 30 Stüber – ein Andenken an diese ebenso eindrucksvolle wie bequeme Wallfahrt.

Das Auge der Menschen des 17. Jahrhunderts war für landschaftliche Eindrücke noch kaum empfänglich. So mögen die Reisenden die tiefe Herbststimmigkeit der großartig-wilden Stromlandschaft hinter Passau weit mehr bedrückend als erhaben empfunden und wohl nur etwas besorgt über die reißend schnelle Fahrt in dem engen Durchbruch gestaunt haben. Bei den Schlössern und Burgen auf hohen Uferfelsen aber mag das Fräulein vielleicht an irgend ein Bild im Gemener Schlosse gedacht haben, wo etwa im Vordergrund eine Begebenheit aus der heiligen Geschichte gemalt war und im Hintergrund eine Landschaft mit steil aufsteigenden, burgengekrönten Felsen, über die eine Schar dunkler Vögel hinwegzog, während sich ein breiter Fluß in der Ferne verlor... Von Linz fuhr man nach dem Mittagessen ab und erreichte am Abend das Dörfchen Grein mit seinem gefürchteten „Strudel“. Ohne Passagiere und Gepäck wurde das Schiff glücklich am folgenden Morgen durch die 500 Meter lange, nur 9 bis 13 m breite felsige Enge und den wallenden Rückschwall der Donau bugsiert. Noch am selben Tage erreichte man nach etwa 149 km Nußdorf, den Anlegeplatz der Schiffe nach Wien, 5 km von der Stadt entfernt. Für diese Strecke braucht das Postschiff heute auch noch gute sechs Stunden.

Die Fahrt nach Wien dauerte damals im günstigsten Falle drei bis vier Tage; hier wurde sie in fünf Tagen zurückgelegt. Schwierigkeiten durch Zolluntersuchungen, die die Fahrt oft sehr verzögerten, scheinen die Reisenden nicht gehabt zu haben.

Der Schiffsmann wurde entlohnt, das Gepäck ins Wirtshaus gebracht und jedenfalls sofort der Fürstin die Ankunft ihres Schützlings gemeldet. Die mehrtägige Wartezeit verkürzte sich das Fräulein mit Näharbeit, für die Hüge aus Wien Material beschaffte. Auch sorgte er für spannende Lektüre, indem er das „Exekutionsbuch wegen der justifizierten ungarischen Grafen“³⁶ zum Preise von 30 Stübern mitbrachte. Von der Erzählung ihres hochverräterischen Treibens bis zu Folter und Hinrichtung dürfte nichts an gruseligem und rührendem Begebenheiten gefehlt haben. Während dieser Tage machten auch noch Ferdinand Kette und „agent Kette“ ihre Auf-

³⁶ Zriny, Nadasdy, Frangepan; sie wurden wegen Verschwörung gegen den Kaiser am 30. April 1671 hingerichtet.

wartung und wurden bewirtet. Niemand der Tafelrunde konnte ahnen, daß keine zwei Jahre später das Haupt des Agenten Kette unter dem Beile des bischöflichen Scharfrichters in Münster fallen und daß eineinhalb Jahr später sich Hüge wiederum in Wien befinden werde, diesmal aber auf der Flucht vor Bernhard v. Galen, der wegen einer gegen ihn gerichteten Verschwörung einen Preis auf Hüge's Kopf gesetzt hatte . . .

An einem Samstag fuhr dann die Kutsche Ihrer Fürstlichen Gnaden vor, natürlich sechsspännig, wie beim hohen Wiener Adel üblich, Kutscher und Lakaiken, nach dem reichlichen Trinkgeld zu urteilen, in großer Livree – Dorothea Elisabeth wird es sich nicht haben entgehen lassen, dem armen „Fräulein aus dem Reich“ mit dem zwielichtigen Glanze ihres Hauses zu imponieren. Ob ihr das bei der selbstbewußten Reichsgräfin freilich ganz gelungen ist, mag dahingestellt bleiben . . .

Die drei Schinken wird die Fürstin mit etwas nachsichtigem Lächeln entgegengenommen haben, Bruder Gottfried erhielt „ein paar seyden strümpf sambt aufputz“, die nicht weniger als acht Reichstaler gekostet hatten, und der Edelknabe als Hofmeister der Pagerie ihm „zu besserer Aufsicht verehrte“ 12 Reichstaler, die dem fünfzehnjährigen Gottfried mal wieder etwas Ruhe vor den Kameraden verschafft haben mögen. Nach Aushändigung von 110 Reichstalern reiste Hüge am 5. November nach Gemen zurück, wo er etwa am 26. November wieder anlangte.

Am 10. November dankt Gräfin Isabella für die Meldung der Ankunft Wilhelminens, nunmehr befreit von „schwörmüthigkeit, so ich von der ferner Absckickung meiner Tochter anfänglich geschöpft, und völlig vergnüget“. Bereits einen Tag früher hatte die Mutter die Ankunft der Tochter der Oberhofmeisterin Gräfin Wagensberg angezeigt. Man habe Wilhelmine noch „vor einfallender Kälte des Winters“ geschickt, damit sie bei plötzlicher Einberufung die Reise nicht in Wintertagen machen müsse.

Neujahrsglückwünsche an die Kaiserin, an die Gräfin Wagensberg, an den Grafen Sinzendorf und die Prinzessin v. Holstein sollen Wilhelmine weiterhin in empfehlende Erinnerung halten, – aber am 31. Dezember kann die Oberhofmeisterin nur berichten, daß noch keine Stelle frei sei. Am 21. April 1672 erfolgt ein weiterer Dämpfer: Gräfin Albrecht Sinzendorf, die Gattin des Nachfolgers von Marradas, teilt mit, daß Wilhelmine sicherlich unter den ersten „Damesen“ sei, aber von ihren jetzigen fünfzehn Hofdamen wolle die Kaiserinwitwe nur zwölf behalten. Gewiß sei Wilhelmine aber eine „Däme“ von allen Tugenden, weshalb Ihre Majestät an ihr ein absonderliches Wohlgefallen finden werde.

Inzwischen hatte für das junge Mädchen eine wohl recht vergnügliche Zeit in dem groß geführten Hause des Herrn Hofkammerpräsidenten begonnen. Sie konnte ihrer Mutter, wie diese schreibt, nicht genug berichten von der großen Gnade und Höflichkeit, die sie dort empfangen.

Empfänge, Besuche, Oper, Hofkonzerte und Festlichkeiten mochten reichlich Gelegenheit bieten, das Landkind in die große Welt einzuführen. Leider

liegen über diese Zeit bis auf einen einzigen Brief Wilhelminens vom 27. Januar 1673³⁷ an ihre Mutter keinerlei Nachrichten vor.

Das Briefporto war teuer – und so ist Wilhelmine erfreut über eine „occasion“ kostenloser Beförderung dieses Schreibens. Es ist in der Sprunghaftigkeit seiner Gedankengänge und seinen Andeutungen höfischer Vorkommnisse schwer verständlich, von der höchst mangelhaften französischen Rechtschreibung ganz abgesehen. Aus Zeitmangel verweist sie wegen nicht näher bezeichneter Einzelheiten auf den demnächstigen mündlichen Bericht des Agenten Kette. Der Hof steht ganz im Zeichen des beginnenden Karnevals, aber darüber vergißt Wilhelmine doch nicht, die Mutter um ein Schreiben an einen Prinzen von Anhalt zu bitten, der sich für sie bei der Kaiserinwitwe verwenden soll. Für ihren Bruder, offenbar Hermann Otto, hat sie eine sehr reiche Heiratspartie am Hofe in Aussicht genommen; es ist ihr wichtig, daß die Familie der nicht Genannten in Wien „en grand credit“ steht. Von den beiden Töchtern sei die ältere „avantagé“, also wohl in der Mitgift bevorzugt. Die jüngere, „trop delicatte“, paßte offenbar nicht zu einem rauhen Kriegsmann wie Hermann Otto.

Dann bittet die Schreiberin um Zusendung von Handtüchern und Servietten; denn Leinen und Nessel seien in Wien sehr teuer, wobei sie wohl an die Wohlfeilheit der berühmten heimischen Ware denkt. Die Kaiserin habe der „princesse“ gegenüber – gemeint ist die Gastgeberin Wilhelminens – schon zweimal geäußert, daß niemand ihr, Wilhelmine, in der Reihenfolge der Bewerbungen vorgehe – eine einstweilen noch unverbindliche, liebenswürdige Phrase. Doch dann kommt ein bemerkenswertes Geständnis – Wilhelmine hat viel Feinde am Hofe und hat „noch ein rencontre“ mit der Gräfin Altheim gehabt – gemeint ist vielleicht eine Gräfin Althann. Diesem „rencontre“ scheint also schon irgendein anderes vorausgegangen zu sein. Solche Spannungen konnten um so weniger ausbleiben, als die Herkunft Wilhelminens aus einem der entlegensten Teile des Reichs und ihre jenen Kreisen längst bekannt gewordene Unbemitteltheit in keinem Verhältnis zu dem selbstbewußten Auftreten des jungen Mädchens standen. Am meisten neidete man ihr sicherlich das Wohlwollen der Kaiserinwitwe. Die nordische Herbhheit ihres Wesens und ihre gute Erscheinung mögen auf die Männerwelt am Wiener Hofe nicht ohne Eindruck geblieben sein, was denn natürlich Eifersüchteleien der Frauen zur Folge hatte.

Wie sie noch kurz berichtet, tanzt sie am kommenden Sonntag in einem Ballett mit, was sehr schön, aber für sie auch sehr teuer werden wird. „Grand papa“ hatte ihr zwar zum neuen Jahr fünfzig Dukaten versprochen, und sie wünscht, daß er diese bald schicken möge, um „quelque chose“ an ihre Kaufleute, bei denen sie Schulden hatte, zu bezahlen. Aber er hat sie, wie sie meint, ebenso vergessen wie ihre Brüder. Mit dem Ausdruck tiefster Liebe und Ergebenheit schließt der Brief.

Inzwischen haben sich aber nach weiteren verzweifelten Bemühungen die Aussichten auf eine endliche Einberufung doch so günstig gestaltet, daß Neu-

³⁷ Bl. 160.

mann sich eine Liste der „meubles“ für die Ausstattung einer Hofdame verschafft hat³⁸. Es müssen mitgebracht werden: Bett und Bettzeug, Stühle, einige Tische mit Decken, Atlas für ungefähr 100 Taler, „Fürhang“ – wahrscheinlich Wandgobelins – für 100 Taler, Bett und Tisch „vor deß Mensch“, also die Kammerzofe, Schreibtisch mit allerhand „galanterien“, Bilder, Nippes, insgesamt für 1000 Taler. Dazu kommen ein schwarzseidenes oder ein Samtkleid, zwei gefärbte Kleider à la mode und ein gefärbtes weißes Kleid, „welche an die 1000 Taler kommen werden“. Die Kleider müssen in Wien nach spanischer Hofmode angefertigt werden. Für je zwei Damen hält der Hof einen Schneider, der vom Hofe beköstigt und mit 30 Talern entlohnt wird. Auch die Kammerzofe wird vom Hofe gestellt und mit 27 Talern entlohnt – offenbar wünschte man nur geschultes Personal für die Hofdamen. Geschmeide, entweder von Perlen, Diamanten oder Rubinen, Saphiren nach eines jeden Belieben sind in die obige Gesamtsumme nicht eingerechnet. An Einkommen beziehen die Damen vom Hofe jährlich 400 Gulden; wenn sie heiraten oder sonst „dimitirt“ werden, erhalten sie das Eingebachte zurück und außerdem 1000 Gulden. Dem Gehalt müssen die Damen jährlich wenigstens 100 Dukaten „ex proprio“ zulegen, „womit sie wohl bestehen können“.

Diese Auskünfte mögen die wegen der finanziellen Sorgen ohnehin sehr bedrückte Stimmung in Gemen noch erheblich gesteigert haben. Der schon erwähnte, leider nur teilweise erhaltene Brief Neumanns vom 7. Oktober 1673³⁹, etwa zwei oder drei Wochen vor der Einberufung Wilhelminens, legt das finanzielle Elend Gemens rückhaltlos dar – Wilhelmine würde für ihre Ausstattung bei keinem Kaufmann in Wien Kredit erhalten. In dieser Misere macht Neumann ein großzügiges Anerbieten. Obwohl er nicht willens gewesen sei, sich weiter in Geldsachen mit der Gräflichen Familie einzulassen – immer wieder hatte er ja für Gottfried Vorschüsse geleistet und jetzt noch 196 Gulden für diesen zu erhalten – wolle er in dem Falle auf Ersuchen Wilhelminens ihr auch in dieser „occasion an Hand stehen und mit Treu und Glauben interponiren“, ebenso aus „devotion“ gegen das gräfliche Haus. 500 Taler will er gegen „obligation“ aus eigenen Mitteln zu 3 0/0 geben, zahlbar zur Frankfurter Ostermesse an Herrn Jacob Dorette, Handelsmann daselbst, aber unter „präziser“ Einhaltung dieses Termins auf jeden Fall. In einem Schuldschein vom 4. Oktober 1673 bekennt dann Wilhelmine persönlich, „auff mein instendiges ansuchen und begehren zu behuff der nothwendigen spesen und einrichtung, so Ich zu jetzt bevorstehender auffnahme in der verwittibten Kayserl. Maj. frawenzimmer unumbgänglich vonnöthen habe“, von Herrn Neumann 500 Reichsthaler auf Kredit erhalten zu haben, da sie den Wechsel von daheim nicht mehr abwarten könne und auch sonst niemand habe finden können, der ihr mit einem Darlehen habe an Hand gehen können.

Mit dieser großzügigen Geste schließen die Wilhelmine betreffenden Nachrichten Neumanns.

³⁸ Bl. 202.

³⁹ Bl. 162.

Nach der Aufnahme in den Hofstaat werden die Nachrichten über Wilhelmine immer spärlicher. 1675 verlobt sie sich mit dem 1652 geborenen, somit etwa zwei Jahre jüngeren Grafen Karl Ludwig v. Sinzendorf. Dieser hatte mit Zustimmung des Hofkammerpräsidenten, der damit an seiner Schutzbefohlenen so etwas wie Vaterstelle vertrat, bei Gräfin Isabella um die Hand ihrer Tochter angehalten. Die Mutter hatte um so lieber ihre Zustimmung gegeben, als sie und ihre Familie dem Hause Sinzendorf besonders „obligiert“ seien. Zugleich bittet sie Dorothea Elisabeth, sich ihrer Tochter „wegen bevorstehender priesterlicher Kopulation und hochzeitlichem Ehrentag mütterlich anzunehmen“, da diese einen Beistand wegen „entthelung“ (Entfernung) des Ortes schwerlich genießen könne.

Am 21. April 1676 wurde die Eheberedung in Gegenwart von siebzehn gräflichen Zeugen vollzogen⁴⁰; von der Verwandtschaft Wilhelminens war niemand zugegen. Schwülstige, nüchtern-geschäftliche Ausführungen mußte sie über sich ergehen lassen, auch die Folgen eines „betrübteten Witwenstandes“ hatte das „Fräulein prauth“ ausführlich zur Kenntnis zu nehmen. In der bedrückenden Feierlichkeit solcher entscheidungsschweren Stunde mag Wilhelmine doch ein Gefühl tiefster Vereinsamung überkommen sein . . .

Ihr Gatte war der einzige Sohn seiner Eltern. Er war zunächst Kammerherr bei Leopold I., wurde 1674 Reichshofrat, 1692 Vizepräsident dieses höchsten Gerichts. 1699 reiste er als kaiserlich zugeteilter Minister mit dem Großbotschafter Graf Öttingen nach Konstantinopel. Die Gatten kaiserlicher Hofdamen durften immer auf eine bevorzugte Beförderung im Staatsdienst rechnen, wovon noch zu sprechen sein wird. Man darf ihn sich, einem Schreiben an seine Schwiegermutter zufolge, die er aber nie kennen gelernt hat, als einen liebenswürdigen Menschen vorstellen.

Um die Hochzeit brauchten sich Mutter und Tochter keine Sorge zu machen. Als kaiserliche Hofdame erhielt Wilhelmine diese vom Hofe in prunkvoller Weise ausgerichtet, wie es der Türke Osman Aga bei der Hochzeit ihrer Schwester Charlotte eingehend beschreibt.

Aus der Zeit ihrer Ehe liegt ebenfalls nur ein einziger Brief an ihre Mutter vom 26. August 1685 vor⁴¹.

Das in sehr fließender, um nicht zu sagen flüchtiger Schrift gehaltene Schreiben gibt einer tiefen Sorge wegen des langen Ausbleibens von Nachrichten seitens der Mutter Ausdruck, wendet sich dann aber gleich dem eigenen Befinden der Schreiberin zu. Sie fühlt sich etwas besser, ihr Aussehen, bleich wie der Tod selbst, führt sie auf die „dessordre“ und das unruhige Leben am Hofe zurück. Sie macht augenblicklich eine dreiwöchige Kur unter täglich zweimaligem Einnehmen von Pulvern durch. Dann folgen noch einige dem Außenstehenden nicht verständliche Hofnachrichten und eine Bemerkung über ihre Schwester Charlotte, auf die noch im folgenden Abschnitt zurückzukommen ist. Einmal noch hört man von ihr in einem Schreiben vom 5. Oktober 1676, in welchem der Empfang eines Kleinods von

⁴⁰ E 4 XI.

⁴¹ Bl. 176.

hundertunddreißig Diamanten als Vermächtnis des Großvaters Alexander seitens Wilhelminens erwähnt wird.

Es ist nicht wahrscheinlich, daß sie ihre Heimat Gemen jemals wieder-gesehen hat. Es hat sie auch wohl kaum dorthin gezogen, wo sie von ständiger Geldsorge eingeengt und von politischen Umtrieben bedrängte Jugend-jahre durchlebt hatte, wenn sie auch die Mutter wohl gern wiedergesehen hätte. Eine tiefere Bindung an die Heimat dürfte auch nicht in ihrem Wesen gelegen haben.

Aus ihrer Ehe ging nur ein Sohn hervor, der schon 1711 sein junges Leben vollendete. Wilhelmine starb am 26. April 1722, im gleichen Jahre wie ihr Gatte, im Alter von etwa 73 Jahren⁴².

3. Charlotte Ursula als Hofdame in Wien

Nach Wilhelmine war ihre Schwester Alexandrine, geboren etwa 1652, an der Reihe, versorgt zu werden. Über ihre Zukunft brauchte sich die Mutter anscheinend keine sonderlichen Gedanken zu machen. Sie muß ein unscheinbares junges Mädchen gewesen sein, das entweder für eine repräsentative Stellung gar nicht in Betracht kam oder von klösterlichen Neigungen erfüllt war. Ihr Name findet sich nämlich nur ein einziges Mal 1676 erwähnt, wo ein Vertrag über ihre Verpflegung mit dem bescheidenen Kloster Marienbrink in Borken geschlossen wird. Wahrscheinlich hat sie auch in diesem ihr stilles Dasein 1722 beschlossen.

Es folgte in der Reihe der Geschwister Charlotte Ursula, geboren etwa 1652. Sie muß eine ausgesprochene Schönheit gewesen sein, denn 1685 berichtet Wilhelmine ihrer Mutter, daß die Erzherzogin Maria Anna die Schönheit dieser Schwester stark (fort) gelobt und sich außerdem in gleichem Grade vorteilhaft über sie ausgesprochen habe⁴³. Hinter der Tatsache, daß sie um diese Zeit, mit dreiunddreißig Jahren und dazu als Hofdame noch nicht vermählt war, dürfte wohl eine unerfüllte Herzensneigung stehen.

Es war nach der Unterbringung und Eheschließung Wilhelminens keine Frage, daß auch sie für den Hofdienst bestimmt wurde. Ihre Unterbringung bedeutete jetzt kaum noch ein Problem; von den Schwierigkeiten, wie sie Wilhelmine gehabt hatte, ist nirgends die Rede.

Die erste Erwähnung einer Unterbringung findet sich in einem außerordentlich herzlich gehaltenen Glückwunschsreiben der Fürstin v. Holstein vom 22. März 1676 an Gräfin Isabella⁴⁴. Die Mutter habe wegen Beförderung der anderen Tochter nicht so zu bitten, als sich bestermaßen zu versichern, daß sie, die Fürstin, nichts unterlassen und auch bereits mit dem Oberhofmeister Fürsten Gonzaga gesprochen habe und in der Sache nur wegen eigener Erkrankung nicht weiter gekommen sei, doch wolle sie nach ihrer Wiederher-

⁴² *Wurzbach* Bd. 35 S. 20.

⁴³ Bl. 176.

⁴⁴ Bl. 163.

stellung mit der Kaiserinwitwe selbst sprechen. Immerhin gehen aber noch fünf Monate ins Land, bis die Anwärterin einberufen wird.

Am 30. August teilt Romanus auf Befehl Wilhelminens der Gräfin Isabella mit, daß eine Stelle bei der Kaiserin vakant sei. Charlotte solle jetzt kommen und ein „Kammernensch“ und eine ehrbare Frau als „Ahnhüterin“ sich „adjungieren“. Am besten würde sie von ihrem Bruder Hermann Otto geleitet, doch könne das auch durch den Amtmann Sölling aus Styrum geschehen und vielleicht könne sie sich einem Ehepaar Dr. Goedtman von Cöln ab anschließen. Hüge sei dienstlich unabkömmlich. Wohl im Gedenken an ihre eigene kümmerliche Fahrt nach Wien hatte Wilhelmine ausdrücklich Anweisung gegeben, „Ihro Gnaden wollen auf alle Mitteln gedenken, damit die frewlein mit reputation hierher kommen, und den Beutel mit Geld nicht vergessen möge“. Reichliche Ausstattung mit Handtüchern, 2 Dutzend Servietten, ferner Tischtüchern und Leilachen sei vonnöten. Über die erforderliche Garderobe werde die Frau Tochter wohl schon berichtet haben.

Am 13. September 1676 teilt der junge Ehemann Wilhelminens in einem sehr liebenswürdigen Briefe seiner Schwiegermutter mit, sie müsse Charlotte unbedingt sofort schicken, es böte sich am Hofe in kürzester Zeit eine sehr günstige Gelegenheit wegen bevorstehender Heirat von Hofdamen. Sollte Charlotte dort noch nicht sofort eine Stelle offenfinden, so stünde ihr sein, des Schreibers, bescheidenes Haus – *petite maison* – in jedem Falle zu Diensten, das Fräulein Schwägerin würde ihnen beiden eine sonderliche Gnade erweisen, dort die Einberufung abzuwarten. Der musterhafte Schwiegersohn und Gatte gibt seiner Hoffnung Ausdruck, „*ma tres honoré et tres chere mere*“ werde inzwischen von einer „*indisposition*“ genesen sein. Er entschuldigt seine junge Gemahlin, die sich „*incommodé*“ fühle infolge einer Fahrt nach Wien-Neustadt, die sie gestern mit der Königin von Polen unternommen habe. Von ihr, „*mon tres cher coeur*“, übermittele er untertänigsten Handkuß, und, mit Erlaubnis der Schwiegermutter, den alleruntertänigsten Respekt an das Fräulein Schwägerin.

Am 5. Oktober stellt Charlotte die schon erwähnte Quittung über den Empfang der Kleinodien von einhundertzwanzig und sechzig Diamanten aus. Es ist anzunehmen, daß sie unmittelbar darauf die Reise auch im Hinblick auf die schon vorgerückte Jahreszeit angetreten hat.

Über ihre ferneren Schicksale liegen keinerlei archivalische Nachrichten mehr vor – wohl aber Berichte, die einer höchst seltsamen Quelle entstammen, nämlich der Autobiographie des türkischen Dolmetschers Osman Aga.

IV. Der türkische Dolmetscher Osman Aga

1. Seine Autobiographie

Im Jahre 1954 hat das Orientalische Seminar der Universität Bonn in seiner Schriftenreihe „Bonner Orientalische Studien“ durch seine Mitglieder F. Kreutel und Otto Spies ein höchst merkwürdiges Buch herausgegeben: „Leben und Abenteuer des Dolmetschers Osman Aga“. Die Bedeutung dieser Autobiographie wird im Vorwort dahin gekennzeichnet, daß „sie die Ereignisse in den großen Türkenkriegen einmal von der anderen – nämlich der türkischen – Seite darstellt und die Leiden und Nöte eines Einzelschicksals schildert –. Durch die Berichte Osmans über seine Begegnungen mit namhaften Persönlichkeiten des Habsburger Staates erfahren wir interessante Einzelheiten über die Kultur und Politik in Oesterreich zur Zeit des Prinzen Eugen“.

Die Schicksale Osmans halten den Leser in nicht nachlassender Spannung; sie könnten wirkungsvollen Stoff für einen kulturgeschichtlichen Abenteuerfilm bieten.

1671 als Sohn eines türkischen Grenzschutzoffiziers geboren, nahm Osman schon mit fünfzehn Jahren an den Kämpfen der Türken gegen habsburgische Truppen teil. Kriesgefangenschaft, Kerkerhaft, Mißhandlungen, immer erneute Fluchtversuche reihen sich in fast atemraubendem Wechsel; wiederholt entgeht er dem Tode nur um Haaresbreite. Die grauenvolle Kriegführung jener Tage bildet den düsteren Hintergrund all dieser Ereignisse, die hier in Stichworten nur angedeutet werden können. Schließlich kommt Osman als Leibeigener in das Haus des Grafen Christoph Dietrich von Schallenberg, des späteren Gatten der Gräfin Charlotte Ursula von Limburg-Styrum, womit er seinen Platz in der vorliegenden Darstellung erhält.

Daß der Autobiographie Glaubwürdigkeit zugestanden werden kann, nehmen die Übersetzer unter überzeugender Begründung an⁴⁵.

Es soll nicht unerwähnt bleiben, daß der türkische Text aus dem Beginn des 18. Jahrhunderts die Übersetzer oft vor die größten Schwierigkeiten stellte. Insbesondere war die Feststellung deutscher Orts- und Eigennamen vielfach nur auf weiten Umwegen und unter Aufwendung bemerkenswerten Scharfsinnes möglich.

2. Osman im Hause Schallenberg⁴⁶

a) Sein Dienstantritt

Nach dem vielen Hin und Her seiner bisherigen Schicksale kam Osman etwa in seinem zweiundzwanzigsten Lebensjahre als Leibeigener zu einem österreichischen General, der ihm wegen seiner Anstelligkeit sehr geneigt war und ihn mit auf seine Besetzung in der Nähe von Wien nahm. Bald darauf

⁴⁵ Kreutel-Spies S. XXIV.

⁴⁶ a. a. O. S. 78 ff.

starb der General. Seine Witwe entließ den größten Teil des zahlreichen Personals, wünschte jedoch Osman zu behalten. Dieser hatte aber nicht die mindeste Lust, dauernd seiner Heimat nunmehr noch ferner zu sein; auch war es ihm auf der Besetzung zu langweilig. Schließlich gab die Gräfin seinem Drängen nach und schickte ihn zu ihrem Schwager nach Wien. Von diesem kam er schon nach wenigen Tagen in das Haus des Grafen Schallenberg. Hier sollte Osman die nächsten acht Jahre seines Daseins zubringen.

Der Graf war „Wirklicher Kaiserlicher Kämmerer“ und Hofkriegsrat mit dem Range eines Generals. Er bewohnte als Witwer ein Palais in der Wollzeile, einer noch heute existierenden Straße. Von Statur war er sehr beliebt – Osman schätzte sein Gewicht auf fast zweieinhalb Zentner, nachdem er als Träger der Sänfte des Grafen mit solchem Gewicht ihres Insassen schon nach wenigen Schritten gestrauchelt war und beinahe hingefallen wäre. Schallenberg war ein strenger Mann, und es war höchst schwierig, ihm alles recht zu machen, weshalb das Personal seine liebe Not mit ihm hatte. „Aber mit meinen Diensten war mein Herr zufrieden“, berichtet Osman.

Dieser war zunächst als „Heiduck“, als herrschaftlicher Läufer eingekleidet worden und hatte zusammen mit einem anderen Heiducken bei Ausfahrten seines Herrn in roter Livree neben dem Wagen „herzuziehen“. Von dem beliebten Rasen der sechsspännigen Karossen des hohen Adels scheint der gewichtige Graf demnach nichts gehalten zu haben; die ominöse Sänfte hatte er gleich nach dem mißglückten Transportversuch seiner Tante geschenkt.

Nach ein oder zwei Jahren erhielt dieser frauenlose, von selbstherrlichen Launen beherrschte Haushalt eine gütige, menschlich empfindende Herrin – Charlotte Ursula, Gräfin von Limburg-Styrum, Hofdame am kaiserlichen Hofe in Wien.

b) Verlobung und Hochzeit Gräfin Charlottens

Neigungsheiraten waren in der ichbetonten Zeit des Barocks in hohen Kreisen nicht die Regel. Die üblichen Eheberedungen solcher Familien heben einzig die finanzielle Seite hervor, wie es auch bei Wilhelmine der Fall gewesen war. Die „gute Partie“ war ganz unverhohlen die Hauptsache. Im Falle Charlottens war sie ebenfalls, trotz deren Mittellosigkeit, auf beiden Seiten gegeben.

Graf Schallenberg besaß, wie schon erwähnt, eine angesehene Stellung. Sein Gehalt als General betrug neben anderen staatlichen Einkünften sechstausend Taler. Für beide Teile wurde aber die Verbindung dadurch vorteilhaft, daß Kavaliere, die eine kaiserliche Hofdame wegheirateten, auf gutdotierte staatliche Stellungen rechnen durften. Die Verwirklichung solcher Aussichten ließ denn auch nicht lange auf sich warten. Um die Zeit der Heirat starb der bisherige kaiserliche Obristkriegskommissar, und Schallenberg erhielt dessen Stelle mit einem Einkommen von 18 000 Gulden. Osman schätzt das Gesamteinkommen des Grafen aus staatlichen Bezügen auf rund 30 000 Gul-

den⁴⁷, eine für jene Zeit ganz bedeutende Summe. Daß das Personal so genau über die finanziellen Verhältnisse seiner Herrschaft Bescheid wußte, dürfte sich damit erklären, daß der gräfliche Verwalter mit solchen Indiskretionen die Wichtigkeit der eigenen Stellung hervorzuheben trachtete; dabei mögen Gerede und Klatsch bis zu den letzten Bediensteten durchgesickert sein.

Ob bei dem gräflichen Paar auch wenigstens eine gewisse Neigung noch eine Rolle spielte, muß dahingestellt bleiben. Die Persönlichkeit des 45jährigen Freiers, eines gewichtigen und bequemen Mannes von schwierigem Wesen spricht nicht gerade für diese Annahme. Allerdings war Charlotte inzwischen auch etwa 39 Jahre alt geworden; sie wird sich damit begnügt haben, durch diese Heirat eine standesgemäße Versorgung zu erhalten.

Die Stellung der kaiserlichen Hofdamen war, wie aus Angaben Osmans zu schließen ist, eine sehr exklusive, nämlich die einer nahen Zugehörigkeit zur kaiserlichen Familie selbst.

Das geht zunächst schon aus der Art der Werbung des Bräutigams hervor. Dieser wandte sich nämlich etwa 1692 an den Fürsten Karl Theodor Otto v. Salm, der einer seiner besten Freunde und übrigens der Obersthofmeister des Königs Josef war⁴⁸, mit der Bitte, über das kaiserliche Hofmeisteramt bei Kaiser Leopold um die Hand einer Hofdame, der Schwester des Generals Styrum, anzuhalten. Gemeint war mit letzterem Graf Hermann Otto, dessen Name in den Türkenkriegen weithin bekanntgeworden war. Der Fürst und Charlotte waren übrigens gar nicht weit voneinander beheimatet, ersterer stammte aus Anholt, das von Gemen nur etwa sieben Wegestunden entfernt war. Zweifellos haben die beiden am fernen Kaiserhofe zusammengetroffenen Landsleute sich gut gekannt.

Der interessante Bericht Osmans über Verlobung und Hochzeitsfestlichkeiten mag nachstehend im Wortlaute folgen⁴⁹:

„Bald wurde die Verlobung gefeiert, und daraufhin war das Brautpaar mehrere Tage hindurch bei verschiedenen Herrschaften eingeladen. Und zwar legten dann immer beide, wenn sie irgenwohin zum Essen gingen, Kleider von der gleichen Farbe an, und entsprechend dem dortigen Brauche trugen sie eines das Bild des anderen in einem edelsteinbesetzten goldenen Medaillon – unser Herr am Arm und seine Braut am Busen.

Ein paar Tage später wurden die nötigen Vorbereitungen zur Hochzeit getroffen, für die Herrin wurden vier Lakaien, zwei Heiducken und ein Page bestimmt, der ihr die Schleppe tragen mußte; ferner ein Offizier als der sogenannte „Brautwärter“, der die Braut an der Hand zur Kutsche oder zur Sänfte geleitete und dann auf seinem Pferd hinter ihr herritt, während sie selbst in einer reichvergoldeten Kutsche mit sechs schwarzen dänischen Pferden, einem Kutscher und zehn Vorreitern sowie mit roten Vorhängen und weißen und schwarzen Bändern fuhr. Die Pagen erhielten der Sitte gemäß goldbetreßte Livreen und das gesamte Gefolge wurde mit weißen und schwarzen Straußenfedern geschmückt.

⁴⁷ a. a. O. S. 85.

⁴⁸ a. a. O. S. 83.

⁴⁹ a. a. O. S. 83 ff.

Da der Kaiser Leopold in den Maitagen in der sogenannten „Laxenburg“ weilte, wurde die Vermählung und das Brautlager dort abgehalten; denn immer, wenn eine der Damen des kaiserlichen Hofes heiratet, wird nach dortigem Brauch und Gesetz das Hochzeitsmahl in der Kaiserburg veranstaltet, und die Brautleute speisen mit dem Kaiser und seiner Gemahlin an einer Tafel, während die übrigen Staatsminister noch stehen bleiben. Und die Braut wird für diesen Tag und für diese Nacht mit sämtlichen Juwelen geschmückt, die die Kaiserin besitzt. So wurde also auch unsere Herrin für jenen Tag und jene Nacht derartig mit Kleinodien übersät, daß ihr Haupt, ihre Haarflechten und Schultern bis zu den Ellenbogen sowie ihr Busen und ihr Rücken bis zum Gürtel hinab ganz mit Edelsteinen bedeckt waren. Geleitet war sie in eine Robe aus prachtvollem Brokat. – Sobald sich der Kaiser von der Tafel erhoben hatte, setzten sich die anderen Würdenträger des Reiches, die Minister und die Adelige zu Tisch, und so wurde also abwechselnd gespeist – wenn die einen aufstanden, so nahmen die nächsten Platz. Das Zuckerwerk war anderthalb Ellen hoch auf großen Platten zierlich aufgebaut und mit ebenso reichlichem Speiseeis schön garniert.

Nachdem auch alle Adelige gespeist und getrunken hatten, verteilte ein Offizier an uns Bedienstete ein wenig von allem, von den Wachteln und den anderen Geflügelbraten, und dazu gab es für jeden von uns Zuckerwerk in Hülle und Fülle.

Am nächsten Tage wurden dann unsere Herrschaften, wie es dort Sitte ist, von den Staatsministern und Edelleuten in einem prunkvollen Festzuge hoch zu Roß nach Wien geleitet und zu ihrem Haus gebracht.“

Sicherlich ist bei der fünfzehn Jahre vorher stattgehabten Hochzeit Wilhelminens nicht weniger Prunk entfaltet worden, wofür schon die Brautmutter in Vertretung, die geltungsbedürftige Dorothea Elisabeth von Holstein, gesorgt haben wird.

3. Osman als Bedienter im Palais Schallenberg

Das Leben Charlottens als Herrin im Palais Schallenberg hängt bis kurz vor ihrem frühen Tode eng mit dem Dasein ihres Hausgenossen Osman zusammen, der die einzige Nachrichtenquelle für diese Zeit ist.

Charlotte führte nun das an Zerstreungen und Eindrücken überreiche bewegte Dasein einer großen Dame des Barock. Festlichkeiten des Hofes und des Adels, Besuche, Gesellschaften, Badereisen, Jagden, Opern und Konzertveranstaltungen wechselten in bunter Folge.

Nach Osmans Bericht fuhren die vornehmen Wiener Herrschaften Anfang Mai auf das Land oder zur Kur in das Warmbad Teplitz. Die letzte Reise des gräflichen Paares führte zu dem 26 km von Wien entfernten Baden zu den dortigen heißen Schwefelquellen. Mehrere Male im Jahre wurden im Palais Gesellschaften gegeben. Es wurde dann an zwanzig bis dreißig Tischen Karten gespielt, was einer Gästezahl von etwa 80 bis 120 Personen ent-

sprechen würde. Bei diesen Spielen blieben auf den einzelnen Tischen zwei bis vier Goldstücke liegen, die die gnädige Frau als Trinkgeld den Mädchen gab. Aber auch Osman bekam seine 10–15, manchmal auch bis zu zwanzig Goldstücke davon ab.

Ganz große gesellschaftliche Ereignisse waren die Opernaufführungen; in ihnen trat der umfassende künstlerische Geist des Barock vielleicht am deutlichsten in Erscheinung. Von den wahnwitzigen Summen, die sie verschlangen, ist bereits oben ein Beispiel erwähnt. 1667 wurde das Wiener Opernhaus erbaut, das nun zu einem vielbesuchten Treffpunkt der vornehmen Welt wurde.

Solchen Annehmlichkeiten des Daseins – soweit sie nicht schon zum Überdruß gediehen waren – traten aber auch ganz erhebliche Unannehmlichkeiten gegenüber. In deren Vordergrund stand der häusliche Ärger mit dem Dienstpersonal, wofür Osman zahlreiche Belege bringt.

Der Verwalter selbst machte hierin trotz seiner guten Herkunft keine Ausnahme. Neben Osman war der bereits erwähnte Serbe als herrschaftlicher Läufer angestellt. Die Zahl der Lakaien teilt Osman nicht mit; sie darf aber auf mindestens ein Dutzend angenommen werden. Unter ihnen befand sich auch ein „Schneiderlakai“. Dann gab es eine Beschließerin und mehrere Mädchen. Als persönliche Bedienung standen der Gräfin noch drei Türkinnen zur Verfügung, zwei Mädchen und eine Frau. Von den Mädchen entstammte das ältere einer vornehmen türkischen Familie; es war bereits mit sieben Jahren in österreichische Gefangenschaft geraten, ein anderes war während einer Belagerung als kleines Kind von seiner Mutter getrennt und bis zu seinem 10. Lebensjahr in einem Kloster erzogen worden. Wegen seines freien Benehmens wurde es bisweilen von der Gräfin persönlich gezüchtigt.

Mit dem älteren Mädchen hatte der Verwalter ein Liebesverhältnis, das jüngere wurde mit 13 Jahren von ihm verführt. Die Beschließerin, „ein bildhübsches Ding“, hatte in männlicher Kleidung als Dragoner in einem Regiment gedient, bis bei einer Verwundung die Täuschung offenbar wurde; Osman nennt sie eine mannstolle Hure. Nicht viel besser waren zwei andere Mädchen. Es war wohl in den meisten vornehmen Häusern ein ziemlich übles Gesindel, was sich da als Bedienstete zusammenfand, für das oft gar keine ausreichende Beschäftigung, aber viel Zeit und Gelegenheit zu Nichtsnutzigkeiten und Faulenzerei gegeben war.

Als Gräfin Charlotte in das Palais Schallenberg einzog, war Osman etwa 22 Jahre alt. Ebenso wie ihr Gatte war sie mit dem anstelligen jungen Manne zufrieden, der ihnen beiden offenbar sympathisch war. Zunächst suchte sie ihn zum Christentum zu bekehren und stellte ihm dabei in Aussicht, ihr Mann würde ihn im Falle eines Übertrittes als Kammerdiener anstellen und zum Schutzverwandten der Familie machen. Aber Osman wußte sich solchem wiederholt gestellten Ansinnen mit dem Bemerken zu entziehen, daß er nicht der rechte Mann für eine solche Stellung sei. Die Gräfin mochte erkennen, daß der offenbar mit einem gewissen Charme begabte, aber ebenso leichtsinnige junge Mann ohne einen soliden Beruf der Gefahr des Verbummelns ausge-

setzt sein würde, und sich somit für seine Zukunft etwas verantwortlich fühlen. Jedenfalls ließ sie ihn, als sie das Vergebliche ihrer Bekehrungsversuche einsehen mußte, das Zuckerbäckerhandwerk erlernen, womit Osman einverstanden war. So gab sie ihn zu dem französischen Konditormeister eines Fürsten Mansfeld, dem besten seines Faches in Wien, in die Lehre, wo er auch die Garnierung einer Tafel mit Zuckerspeisen und kandierten Früchten erlernte. Bereits nach einem Jahre hatte er seinem Meister alles Nötige abgeguckt und kam nun zu einem kaiserlichen Hatschier, der einen Laden gegenüber der Hofburg hatte und Hersteller von Speiseeis war. Vier bis fünf Jahre hat Osmann dann regelrecht die Dienst eines Servierers und Zuckerbäckers im gräflichen Haushalt versehen.

Man war offenbar weiterhin mit ihm ganz außerordentlich zufrieden, denn es wurde ihm sogar die gesamte Rechnungsführung über die Speisekammer anvertraut. Hierbei kaufte er alles selbst ein und durch seine Hand ging, wie er schreibt, viel Geld, von dem ihm jeden Monat viel übrig blieb. Festen Lohn erhielt er nicht, aber dafür desto mehr „Trinkgelder“, also wahrscheinlich Einkaufsprovisionen. Zum Sparen kam er niemals, denn bei Zusammenkünften mit Landsleuten wurde alles wieder mit Essen und Trinken durchgebracht.

Der höchst unbekümmerte Leichtsinn des sehr unternehmungslustigen jungen Mannes äußerte sich nicht in seinen dienstlichen Obliegenheiten und nicht in den Geldangelegenheiten seiner Herrschaft, dafür aber um so mehr in seinem Verhalten außerhalb des Hauses.

Nächtliches Randalieren, Schlägereien in Wirtshäusern und Zusammenstöße mit der städtischen Sicherheitspolizei kamen häufig vor, was nicht zu verwundern ist, wenn die Lakaien vornehmer Herrschaften mit geschliffenen Säbeln und Stoßdegen herumliefen, wie Osman und einige seiner Mitbedienten, und in dem Verlangen, es ihren Herren in Fechtkunst und Zweikämpfen gleichzutun, solche Zwischenfälle heraufbeschworen. Hinzu kam die überschüssige Kraft der Jugend, die in dem faulen Lakaienleben keine hinreichende Betätigung fand. Mut besaß der einstige Glaubensstreiter Osman in hohem Maße, der, wenn man seinen Angaben glauben darf, sich einmal mit zwei Gefährten gegen eine Übermacht von 40–50 Wach- und Stadtsoldaten unter wüstem Lärm und funkensprühendem Klingengefuchtel, aber ohne Blutvergießen behauptete. Natürlich lief am anderen Tage sofort eine fulminante Beschwerde des Stadtkommandanten beim Grafen ein. Dieser schimpfte fürchterlich, doch – „ich kam ohne Prügel davon, weil ich die Schuld auf die beiden anderen schob, aber diese wurden empfindlich gezüchtigt“, berichtet Osman seelenruhig.

„Derartige Geschichten gab es so viele, daß meine Erzählungen sich viel zu weitschweifig gestalten würden, wenn ich sie alle niederschreiben wollte“. Er berichte sie nicht, um mit ihnen zu prahlen, sondern nur, „weil ich das eine oder andere meiner Erlebnisse mitteilen möchte.“

Aber auch hochgestellte Persönlichkeiten betätigten sich in einer Weise, die trotz menschenfreundlicher Absicht weder der öffentlichen Sicherheit in der kaiserlichen Residenz noch den internationalen diplomatischen Gepflogen-

heiten entsprachen. Die Hauptakteure waren in dem Falle keine Geringeren als Gräfin Charlotte selbst mit ihrem Gemahl und Kardinal Leopold Graf Kollonitsch⁵⁰.

Der schwedische Gesandte in Wien, Graf Horn, hatte einen türkischen Gefangenen, „Ali“, zum Geschenk erhalten, und dieser Ali hatte sich Osman als „Bruder“ aufgedrängt. Bei seiner Rückkehr nach Schweden wollte der Gesandte nun den Gefangenen mitnehmen, worauf dieser Osman bat, doch seine Herrschaft zu veranlassen, daß sie ihn gegen Lösegeld von dem Gesandten freikaufen möge. Die Schallenberg's willfahrten dieser Bitte, die der Gesandte aber brüsk abschlug. Außerdem ließ er Ali jetzt in Eisen schließen und ins Gefängnis bringen. Nun ließen die Schallenberg's „erst recht nicht locker“. Sie besprachen sich vor allem mit dem Kardinal, weil dieser sich unermüdlich der türkischen Gefangenen in Wien annahm.

Die Gräfin und der Kardinal verabredeten nun folgenden Plan, bei dem Osman die gefährliche Hauptrolle zufiel. Dieser sollte erkunden, wann der Gesandte den Gefangenen wieder in sein Palais holen lassen würde. Auf dem Wege sollte er durch Osman befreit und in die Karmeliterkirche gebracht werden, wo er für drei Tage Asylrecht genießen würde. Von dort sollte er dann heimlich fortgeholt werden. Es gelang Osman, mit Säbel und Morgenstern in der Hand und dem Rufe „Loslassen“ die vier Bedienten, die den Gefangenen begleiteten, so zu überraschen, daß sie ihn tatsächlich losließen und er in die Kirche flüchten konnte. Der Gesandte beschwerte sich sofort beim Kaiser, der zwar das Asylrecht anerkannte, aber „dem Gesandten zuliebe“ durch eine starke Abteilung Soldaten die Kirche umstellen ließ, damit der Gefangene von dort nicht entweichen könne. Am Morgen des dritten Tages kündigte der Kardinal an, er wolle in der Kirche die Messe lesen und dann auf seine Güter fahren. Er fuhr vor, der Gefangene wurde „auf irgend eine Weise“ in den Wagen geschmuggelt und der Kardinal fuhr mit ihm „auf und davon“. Der Gesandte blieb noch zwei Monate vergeblich in Wien, um seinen Gefangenen wiederzubekommen und ebenso wenig hatte die Aussetzung einer großen Summe für eine Einbringung Osmans, tot oder lebendig, einen Erfolg.

4. Osmans Flucht in die Heimat; Tod der Gräfin

Der zwischen Habsburg und dem osmanischen Reiche 1699 geschlossene Friede ließ den von Osman stets gehegten Wunsch einer Rückkehr in die Heimat endlich zur Tat reifen, zumal Scharen türkischer Gefangener mit und ohne Genehmigung sich jetzt auf den Weg in die Heimat machten. „Aber meinen Wunsch meiner Herrschaft zu eröffnen, war so gut wie unmöglich.“ Darin wurde er durch den Verwalter bestärkt, dem er sich offenbarte. „Der Herr und die gnädige Frau haben dich zu gern, als daß sie dich missen möch-

⁵⁰ a. a. O. S. 93 ff.

ten; auch mit deinen Dienstleistungen sind sie sehr zufrieden und beabsichtigen überdies, dich auf irgendeine Weise ganz hierzubehalten und einmal zu ihrem Schutzbefohlenen zu machen . . . “ Der Verwalter war gleich bereit, Osmans Flucht zu unterstützen, um einen unbequemen Mitwisser seiner Verfehlung mit dem türkischen Mädchen loszuwerden.

Mit offensichtlicher Genugtuung über das unter eifriger Mitwirkung des Verwalters prächtig gelungene Dokument beschreibt Osman ausführlich die Herstellung eines falschen Passes für ihn mit der raffiniert gefälschten Unterschrift des Grafen, die bei ihrer Länge „Christoph Tiedmayr Graf von Schallenberg“ gar nicht einfach war. Ordnungsmäßig übergibt Osman dem Verwalter das Tafelsilber, alle Vorräte und die Schlüssel und nimmt mit dessen Zustimmung vier große Flaschen Tokaierwein und Tirolerwein „und dergleichen“ aus den Vorräten mit. Inzwischen hatte aber die muslimische Frau, die Bediente der Gräfin, die Fluchtvorbereitungen gemerkt und bat dringlichst, sie mitzunehmen. Da sie seines Glaubens war und dem gleichen Orte wie er selbst entstammte, willigte Osman ein; sie sollte unterwegs als seine Frau gelten. Einen zusagenden männlichen Reisegefährten, der Frau und eine kleine Tochter mitbrachte, hatte er sich schon länger ausgesucht; sie sollten als Dienerschaft Osmans gelten.

Das alles konnte sich ungestört abspielen, weil die gräfliche Herrschaft in den ersten Maitagen zur Kur nach Baden bei Wien gereist war. Kurz darauf fuhren die Flüchtlinge mit einem Marketenderschiff donauabwärts.

Die Flucht ist eine nicht abreißende Folge von Abenteuern mit Verdächtigungen, Paßrevisionen, unzuverlässigen Fuhrleuten, Verrat und Zwischenfälle mit militärischen Streifen, die alle von Osman mit erstaunlicher Kaltblütigkeit und Gewandtheit gemeistert wurden.

Zwei Nächte vor der Flucht hatte Osman noch einen Traum, dessen visionäre Seltsamkeit auf ihn selbst von größtem Eindruck war:

„Ich war von der Festung Peterwardein auf dem Landwege in die Karlo-witzer Berge geflohen. Wie ich so dahinzog, sprangen mir plötzlich von links und von rechts zwei riesige buntscheckige Hunde in den Weg und fielen mich an. Nirgendwo war ein Ort, der mir hätte Schutz bieten können, und so flüchtete ich zum nächsten Berggipfel vor mir hinauf. Und siehe da – auf dem Gipfel stand ein einsames Schloß, ganz aus Stein gebaut. Sogleich flüchtete ich mich in das Schloß und war nun vor den Hunden gerettet. Wie ich dann voller Neugier weiter in das Innere des Schlosses vordrang, da sah ich plötzlich meine Herrin aus Wien, wie sie einsam im Schloß umherwandelte. Als sie mich erblickte, lächelte sie mir zu und sagte: „Fürchte dich nicht!“

„Ich war so glücklich, daß ich darüber aus dem Schlaf erwachte. Auch diesen Traum legte ich als ein Zeichen dafür aus, daß wir Rettung aus der Not finden würden, und so war ich nun wieder einigermaßen zuversichtlich.“

Diese über die Sphäre des Alltäglichen sich erhebende Vision, die wie eine Reminiszenz an die Bekehrungsversuche Gräfin Charlottens anmutet, war die letzte Beziehung Osmans zu der von ihm aufrichtig verehrten einstigen Herrin.

Osman gelangte in seiner Heimatstadt Temesvar zu großem Wohlstand, verlor aber bei deren Belagerung 1716 alles und im folgenden Jahre bei der Belagerung Belgrads auch noch seine Frau infolge einer furchtbaren Explosion des dortigen Pulvermagazins.

Das Schlußwort seiner Selbstdarstellung ist bezeichnend für seine Charakterstärke und seine unerschütterliche Glaubenszuversicht:

„Mich hat das Schicksal nach dem Willen des allerhaben und allmächtigen Herrgotts schließlich hierher nach Istanbul verschlagen, wo ich nun ein kärgliches Dasein friste. Aber ich gedenke der ehrwürdigen Tradition, die da sagt: „Für den wahren Gläubigen ist die irdische Welt ein Höllenpfehl, für den Giauren ein Paradies.“

„So trachte ich also, mich zu bescheiden, und habe mir vorgenommen, den Rest meines Lebens nach Möglichkeit in demütiger Geduld und im Frieden der Seele zu verbringen.“

Über seine weiteren Schicksale und seinen Tod ist nichts bekannt.

Nochmals wendet sich der Blick der Gräfin Charlotte Ursula zu. Osman konnte nicht ahnen, daß seine Traumvision ihm seine Herrin vielleicht schon in der Verklärung ihres nahen Todes gezeigt hatte. In den ersten Maitagen des Jahres 1699 war das gräfliche Paar zur Kur nach Baden bei Wien gefahren. Der Traum fällt etwa in das Ende dieses Monats. Noch im gleichen Jahre stirbt Charlotte; ein näheres Datum ist nicht bekannt⁵¹. Die Enttäuschung über ihren entwichenen Schützling dürfte sie noch erlebt haben.

Aber vielleicht hat sie in eigener Vereinsamung, fern der Mutter, den Geschwistern und den Stätten ihrer Jugend Verständnis für das Heimweh Osmans und sogar einige Bewunderung für die Festigkeit des jungen Mannes gehabt, mit der dieser allen Vorteilen einer Bekehrung zum christlichen Glauben widerstand und sich nicht einmal, wie so viele seiner gefangenen Landsleute, zum Schein auf eine solche eingelassen hatte.

Rückblick

Die lastende Schwere des Barock läßt für die Menschen dieser Epoche kaum eine echte Äußerung ihres eigentlichen Wesens zu. Die Aufschlüsse, die die hier behandelten Briefe über ihre Schreiber und Empfänger geben, mögen noch einmal kurz zusammengefaßt werden – dürften sie doch für unsere, seelischen und menschlichen Fragen aufgeschlossene Zeit von nicht weniger Interesse sein wie so viele Themen wirtschaftlicher und politischer Art, die vorzugsweise dem Staube des Vergessens entrissen werden. Über dem weitgehenden Interesse, dem die Burg Gemen als Bauwerk begegnet, wird kaum je der Bewohner gedacht, die sie mit ihrem Leben und ihren Schicksalen erfüllt haben.

Von den Menschen, deren Schicksalen hier nachgegangen wurde, hat eine tiefere Bindung an Gemen nur die Gräfinmutter Isabella gehabt. Ihre starke, von Sorge und Leid überschattete Persönlichkeit trägt schwere Jahrzehnte hin-

⁵¹ Kreutel-Spies S. 141³⁰⁷.

durch die ganze Familie. Ihr bedeutete die Herrschaft Gemen noch den festen Untergrund für die Geltung und die gesamte Existenz der Ihrigen. Dafür hat sie jegliches Opfer an häuslichem Glück und an Sorge jeder Art auf sich genommen. In solcher Haltung bestärkte sie zweifellos die auf Schritt und Tritt sich aufdrängende Wehrhaftigkeit der trutzigen Burg – ein psychologisches Moment von nicht zu unterschätzender Bedeutung bei einer Angehörigen eines kriegerischen Geschlechts. Aber von 1675 an muß sie die Herrschaft mit dem inzwischen mündig gewordenen ehrgeizigen Sohn teilen. Bereits drei Jahre später hat Hermann Otto der Mutter die Alleinherrschaft abgerungen, die vielleicht auch der Schwiegertochter nicht im Wege stehen will. So zieht sie sich mit einem Jahresgehalt von eintausend Talern auf einige Zimmer im Schlosse zurück.

Aber für ein friedliches Zusammenleben ist die weitläufige Burg doch nicht geräumig genug. 1681 sitzt eine alternde, verbitterte Frau auf Haus Crudenburg a. d. Lippe, dem Idyll eines Witwensitzes. In der Einsamkeit der Landschaft, die der Fluß geruhsam durchströmt, macht sie ihr Testament, dessen Grundgedanke die Sicherung der Familie ist. 1693 stirbt sie im Alter von etwa 73 Jahren.

Den Wiener Kaiserhof, einen Brennpunkt des Barock, hat sie nicht aus eigener Anschauung kennengelernt. Für seine künstlerischen und geistigen Anregungen wäre sie sicherlich nicht ohne Empfänglichkeit gewesen – hatte sie doch als junges Mädchen den Schloßbau ihres Vaters in Raesfeld erlebt, bei dem sich zahlreiche namhafte Künstler zusammenfanden. Aber für die unter schwerer finanzieller Bedrängnis seufzende Herrschaft Gemen kam so etwas nicht in Betracht – die Sorgen mußten auch die geistigen Interessen ersticken. Trotzdem ist Gräfin Isabella eine große Dame des Barock – in ihrer selbstbewußten Haltung, ihrem Herrschertalent, ihrem Standesstolz – aber auch in ihrer Fähigkeit, große Opfer zu bringen. Würdig darf sie sich ihrem bedeutenden Vater an die Seite stellen.

Beider würdig erscheint auch die Tochter und Enkelin Wilhelmine. Die aus Schrift und Inhalt ihrer Briefe fühlbare Herbheit verleiht ihr gerade in der weichlichen Luft des Wiener Hofes etwas Anziehendes, was ihrer Stellung bei dem weiblichen Teil der Gesellschaft nicht gerade förderlich ist. Das eigenwillige Mädchen unterzieht sich allen Anforderungen, die der Hofdienst stellt – Musik, Sprachen, Malerei und anderen Fertigkeiten. Sparsamkeit entsprach nicht ihrem Naturell, wie aus ihren Reiseausgaben ersichtlich ist und ihre späteren Schulden bestätigen.

Im Hause der geborenen Prinzessin v. Holstein findet sie sehr unvermittelt den ihr zusagenden Rahmen und eine Bestätigung ihres anspruchsvollen Wesens. Eine standesgemäße Heirat macht sie sehr bald zur Herrin eines eigenen Hauses, das man sich als durchaus großzügig geführt vorstellen darf. Ihre Stellung im Hofstaate der Kaiserinwitwe weiß sie auch um den Preis von „rencontres“ zu wahren; in späteren Jahren steht sie aber dem ganzen höfischen Treiben nur noch skeptisch-überlegen gegenüber. Ihr einziges Kind, ein Sohn, starb im Alter von etwa dreißig Jahren vor der Mutter.

Die Stellung ihres Gatten als Vizepräsident des Reichshofrates dürfte ihrem gesellschaftlichen Ehrgeiz entsprochen haben. Das Todesjahr Wilhelminens war nicht zu ermitteln; ihr Gatte starb 1722.

Völlig anders geartet erscheint ihre um etwa zwei Jahre jüngere Schwester Charlotte Ursula.

Wie schon erwähnt, galt sie am Hofe als ausgesprochene Schönheit und bedeutete als Hofdame eine „gute Partie“. Da muß es eine besondere Bewandnis gehabt haben, wenn sie erst in vorgeschrittenen Jahren sich zu einer Heirat entschloß. Der Grund hierfür dürfte unter solchen Umständen nur in einer unglücklichen Liebe zu suchen sein. Es spricht für ihr tiefes Empfindungsvermögen, daß sie den geliebten Mann offenbar viele Jahre nicht hat vergessen können . . . Kinder sind ihr nicht beschieden gewesen – so mochte ihre Anteilnahme an Osmans Schicksal einem gewissen mütterlichen Empfinden entspringen. Aber es fehlt ihr keineswegs an tatkräftigster Energie – sie scheut nicht vor folgenschwerer Gewalttat zurück, als sie den von ihr ins Werk gesetzten Plan der Befreiung des Gefangenen Ali auch wirklich zur Durchführung bringt. Ihr Bild verklärt sich für Osman in der Stunde höchster Gefahr zum rettenden Schutzengel – auch der Koran kennt solche –, der mit dem trostvollen „Fürchte Dich nicht“ ihm neue Zuversicht gibt.

Ob ihre Ehe mit dem ältlichen, zu Bequemlichkeit neigenden und im Wesen recht schwierigen Manne glücklich gewesen ist, muß dahingestellt bleiben; sie wird diese standesgemäße Versorgung mit kaum viel Illusionen eingegangen sein.

Die tiefe Tragik einer elterlichen Liebe und Fürsorge entbehrenden Jugend liegt über dem frühvollendeten Dasein Gottfrieds v. Limburg-Styrum. Der Vater starb, als er zwei Jahre alt war, die Mutter war bedrückt von einer Sorgenlast, die die Kräfte einer Frau weit überstieg. Bereits mit zwölf Jahren wird der Junge der Obhut des Elternhauses entzogen und in eine völlig fremde, moralisch keineswegs einwandfreie Umgebung versetzt, auf die auch die geistlichen Erzieher keinen durchgreifenden Einfluß hatten. Dabei lag die geistige Begabung des Jungen nicht unerheblich über dem Durchschnitt, ihre Entfaltung wurde aber gehemmt durch das Glücksspiel, das im tiefsten Grunde vielleicht nur der Versuch einer Selbstbehauptung gegenüber seiner mit geldlichen Mitteln weit reichlicher versehenen Umwelt war. Die Diskrepanz zwischen äußerem Auftreten und den hierfür erforderlichen Mitteln mußte zu einer Unaufrichtigkeit und damit zu schlimmer Bedenkenlosigkeit hinsichtlich der Befriedigung solcher Ansprüche führen. Eine verhängnisvolle Charakterspaltung war die Folge für den im Grunde seines Wesens nicht schlecht gearteten Jugendlichen, der sich doch immer wieder zu bemerkenswerten Leistungen im Unterricht aufraffte. Vom väterlichen Erbe, das der auch in Geldsachen rücksichtslose älteste Bruder sicherlich aufs knappste bemessen festsetzte, gelangte er nur in den Besitz einer ebenfalls knapp bemessenen Teilzahlung. Die militärische Laufbahn bedeutete für ihn wohl nur die Fortsetzung des Hasardspieles, diesmal um Ruhm und Beute, ohne den in jener Zeit nur selten vorhandenen ethischen Untergrund einer echten Vater-

landsiebe. Zu ihrer Betätigung gab ja der spanische Erbfolgekrieg, in dem er mitkämpfte, als Auseinandersetzung rein fürstlicher Interessen, auch kaum einen Anlaß. In einem heute nicht einmal dem Orte nach mehr zu ermittelnden Gefecht mußte er, kaum anders wie als „unbekannter Soldat“ sein Leben lassen. Für ihn selbst bedeutete der frühe Soldatentod wohl nur die tragische Lösung des Schicksals, das zu meistern ihm nicht vergönnt gewesen ist.

Vielleicht hat Gottfried aus Anlaß der Erbschaftsverhandlungen mit seinem Bruder noch einmal kurz in Gemen gewelt; seine beiden Schwestern haben die Heimat nicht wiedergesehen.

Gemen hat dann noch zwei Hofdamen für Wien, Töchter Hermann Ottos, gestellt. Ein sichtbares Andenken an sie in Gestalt einer Fensterverglasung mit ihren Namen hatte sich bis zur Besetzung des Schlosses 1945 erhalten.

Der nach Hermann Otto ziemlich bald erlöschende Glanz der Familie lebte noch einmal auf in der Gestalt des vorletzten Fürstbischofs von Speyer, Graf August, der, der letzte seines Geschlechts, als Flüchtling vor der französischen Revolution 1797 in Passau starb.

Quellen und Schrifttum

I. Ungedruckte Quellen: Gräflich v. Landsberg'sches Archiv im Depot des Staatsarchivs in Münster unter L 2, IV; weitere Akten sind in den Anmerkungen besonders erwähnt.

II. Schrifttum:

Krentel-Spies, Leben und Abenteuer des Dolmetschers Osman Aga, Bonn 1954;
Küper, A., Die Haus- und Wirtschaftspolitik der Regenten über die Herrschaft Gemen (Diss. 1916);

v. Mailath, J., Geschichte des oesterreichischen Kaiserstaates 1848;

Peter, H., Der Streit um die Landeshoheit über die Herrschaft Gemen (Diss. 1915, auch WZ Bd. 73 (1915) S. 1 ff.);

Rinck, Leben Kaiser Leopolds I.;

v. Wurzbach, K., Biographisches Lexikon des Kaisertums Oesterreich. 1855 ff.